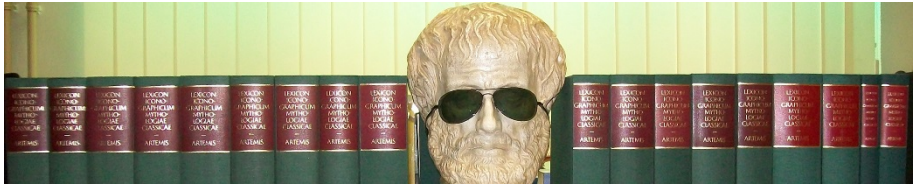


Rezensionen und Kurzanzeigen



Alfred Dunshirn: Andrew Faulkner - Athanassios Vergados - Andreas Schwab (Hg.), *The Reception of the Homeric Hymns*. Oxford: Oxford University Press 2016. XIV + 409 S. ISBN 978-0-19-872878-8 4

Walter Stockert: Christopher Collard - James Morwood, *Euripides. Iphigenia at Aulis. I. Introduction, Text and Translation. II. Commentary and Indexes*. Liverpool: University Press 2017. (Aris & Phillips Classical Texts.) XIII + 668 S. ISBN 978-1-911226-46-8 (cased); 978-1-911226-47-5 (pb.) 5

Raimund Merker: Laura Gianvittorio (Hg.), *Choreutika – Performing and Theorising Dance in Ancient Greece*. Pisa-Roma: Fabrizio Serra Editore 2017. (Biblioteca di Quaderni Urbinati di Cultura Classica. 13.) 243 S. ISBN 978-88-6227-950-5 7

Alfred Dunshirn: Bettina Fröhlich, *Selbsterkenntnis und Lebenspraxis. Zur apollinischen und platonischen Ethik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. 573 S. ISBN 978-3-525-30179-1 12

Hans Förster: Dieter Lau, *Origenes' tropologische Hermeneutik und die Wahrheit des biblischen Wortes*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2016. (Lateres. Texte und Studien zu Antike, Mittelalter und früher Neuzeit. 10.) 266 S. ISBN 978-3-631-67211-2; ISSN 1610-6806 13

Herbert Bannert: Berenice Verhelst, *Direct Speech in Nonnus' Dionysiaca. Narrative and Rhetorical Functions of the Characters' „Varied“ and „Many-Faceted“ Words*. Leiden-Boston: Brill 2016. (Mnemosyne Supplements. Late Antique Literature. 397.) XII + 330 S. III. ISBN 978-90-04-32589-0 15

Herbert Bannert: Orestis Karavas (Hg.), *Κόλλουθος, Ἑλένης ἀρπαγή. Εἰσαγωγή – Μετάφραση – Σχόλια*. Αθήνα: „ΔΑΙΔΑΛΟΣ“ Ε.Π.Ε. 2015. (Βιβλιοθήκη Ἀρχαίων Συγγραφέων.) 159 S. ISBN 978-618-80060-5-8 17

Herbert Bannert: *Domninus of Larissa, Encheiridion and Spurious Works. Introduction, Critical Text, English Translation, and Commentary by Peter Riedlberg*. Pisa-Roma: Fabrizio Serra Editore 2013. (Mathematica Graeca Antiqua. Collanana diretta da Fabio Acerbie Bernard Vitrac. 2.) 281 S. ISBN 978-88-6227-567-5 18

Sonja Schreiner: Jochen Althoff - Sabine Föllinger - Georg Wöhrle (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 27. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2017. 278 S. Ill. ISBN 978-3-86821-708-7; ISSN 0942-0398 20

Sonja Schreiner: Jens Lemanski, Summa und System. Historie und Systematik vollendeter *bottom-up-* und *top-down-*Theorien. Münster: mentis 2013. 306 S. ISBN 978-3-89785-801-5 22

Jochen Schultheiß: Stefan Weise (Hg.), Hellenisti! Altgriechisch als Literatursprache im neuzeitlichen Europa. Internationales Symposium an der Bergischen Universität Wuppertal vom 20. bis 21. November 2015. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017. (Palingenesia. 107.) 389 S. ISBN 978-3-515-11622-0; 3-515-11622-2 24

Walter Stockert: Erin K. Moodie, Plautus' *Poenulus*. A Student Commentary. Ann Arbor 2015. (Michigan Classical Commentaries.) XII + 223 S. ISBN 978-0-472-11970-7 (hardcover); 978-0-472-03642-4 (paper) 28

Walter Stockert: Elisabeth Hollmann, Die plautinischen Prologe und ihre Funktion. Zur Konstruktion von Spannung und Komik in den Komödien des Plautus. Berlin: de Gruyter 2016. (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft. Beihefte. Neue Folge. 7.) VIII + 288 S. ISBN 978-3-11-047086-4 29

Christine Ratkowitzsch: Martin Stöckinger, Vergils Gaben. Materialität, Reziprozität und Poetik in den *Eklogen* und der *Aeneis*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH 2016. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. 148.) 281 S. ISBN 978-3-8253-6462-5; ISSN 0067-8201 32

Martin Tschurtschenthaler: Steven J. Green - Katharina Volk (edd.), Forgotten Stars. Rediscovering Manilius' *Astronomica*. Oxford: Oxford Univ. Press 2011. 342 S. ISBN 978-0-19-958646-2 36

Gottfried Kreuz: Gregor Bittò, *Vergimus in senium*. Statius' *Achilleis* als Alterswerk. Göttingen-Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht 2016. (Hypomnemata. 202.) 384 S. ISBN 978-3-525-20871-7; ISSN 0085-1671 39

Dorothea Weber: Cassiodorus Senator. Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften (Institutiones divinarum et saecularium litterarum), eingeleitet, übersetzt und erläutert von Andreas Pronay. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms-Verlag 2014. (Spudasmata. 163.) VIII + 354 S. ISBN 978-3-487-15207-3 43

Sonja Schreiner: Catherine Mumelet er, „Vita Heriberti“. Rupert von Deutz – Biographie eines Erzbischofs. Kiel: Solivagus Verlag 2013. 157 S. ISBN 978-3943025-09-5 45

Sonja Schreiner: Dennis Weh, Giovanni Pontanos *Urania* Buch 1. Einleitung, Edition, Übersetzung und Kommentar. Wiesbaden: Harrassowitz 2017. (Gratia. Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaft. 58.) XIV + 429 S. Ill. ISBN 978-3-447-10773-0; ISSN 0343-1258 46

Sonja Schreiner: Tobias Leuker - Christian Piesch (Hg.), Klassik als Norm – Norm als Klassik. Kultureller Wandel als Suche nach funktionaler Vollendung. Münster: Aschendorff Verlag 2016. (Orbis antiquus. 48.) VI, 358 S. Ill. ISBN 978-3-402-14450-3; ISBN 978-3-402-14451-0 (E-Book-PDF) 48

Sonja Schreiner: Kai B r o d e r s e n, Classics outside Classics. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2015. (Rezeption der Antike. 3.) 159 S. ISBN 978-3-938032-90-9 51

Sonja Schreiner: Michael W o r t m a n n, Der Freie Mann Friedrich August Eschen (1776–1800). Aus der Zeit ‚großer Klassiker‘. Biographie, Briefe, Werke. Kontexte – Pädagogik – Rezeption. Borchon: Verlag Ch. Möllmann 2017. (Kalokagathia. Schriftenreihe zu den Geistes- und Schönen Wissenschaften. 1.) 852 S. Ill. CD-ROM. ISBN 978-3-89979-252-2 53

Sonja Schreiner: Hellmut F l a s h a r, Halbes Vergessen – Sanftes Erinnern. Eine autobiografische Skizze. Bochum: Brockmeyer Verlag 2017. 231 S. ISBN 978-3-8196-1045-5; WG 971 54

Herausgeber: *Herbert Bannert – Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner*

Titelbild: *Sonja Reisner*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Andrew Faulkner - Athanassios Vergados - Andreas Schwab (Hg.), *The Reception of the Homeric Hymns*. Oxford: Oxford University Press 2016. XIV + 409 S. ISBN 978-0-19-872878-8

Der Band versammelt Beiträge eines Workshops, der 2014 in Heidelberg stattfand, und gliedert sich in fünf Teile. Der erste ist der Rezeption der *Homerischen Hymnen* in der Vasenmalerei gewidmet und besteht lediglich aus einem Beitrag. Es folgen die beiden größten Buchabschnitte zur Aufnahme der *h. Hom.* in der lateinischen Literatur und zur Auseinandersetzung mit ihnen in Kaiserzeit und Spätantike. An zwei Aufsätze zu den *h. Hom.* in Byzanz schließt sich der Schlussabschnitt über die Renaissance und Literatur und Philologie der Neuzeit.

Sollte man sich bei dieser Übersicht wundern, dass nach dem Überblicksbeitrag über die Rezeption in der bildenden Kunst sogleich ein Kapitel über die lateinische Literatur folgt, so erhält man in der Einleitung die Information, dass der Fokus der zugrundeliegenden Tagung mit Absicht auf die Literatur des ersten vorchristlichen Jahrhunderts und die Zeit danach gerichtet wurde, um die diesbezügliche Forschungslücke zu schließen. Wichtige Stationen der intensiver erforschten Beschäftigung mit den *h. Hom.* in der klassischen und hellenistischen Literatur werden in der umfangreichen Einleitung referiert, wobei ein Schwerpunkt auf kürzlich herausgearbeiteten Bezugnahmen auf die *h. Hom.* liegt.

Das erste Kapitel (von Jenny Strauss Clay) befasst sich mit Repräsentationen von Göttergeschichten, die auch in den *h. Hom.* erwähnt werden, auf Vasen und regt zur neuerlichen Diskussion bekannter Götter- und v. a. Hermesdarstellungen an. Im Einstiegskapitel zur lateinischen Literatur fasst James J. Claus zunächst die Anspielungen auf die Rinderraubepisode bei Kallimachos und Apollonios Rhodios zusammen und zeigt dann auf, wie sie durch die Vermittlung der hellenistischen Autoren bei Vergil, aber auch Livius, Ovid und Properz fortwirkte. Spuren der Hymnen in den längeren Horaz-Oden geht Stephen Harrison im daran anschließenden Beitrag nach, der auch die Frage nach dem möglichen Einfluss der kurzen *h. Hom.* auf die Bauform der kleineren Horaz-Oden aufwirft. Die folgenden drei Beiträge befassen sich mit Ovids Verarbeitung der Hymnen, wobei John F. Miller speziell dem subtilen Einbau der in vielen Instanzen überlieferten Dionysos-Steuermannsgeschichte in die Pentheuserzählung der *Metamorphosen* nachgeht, Alison Keith dem Wirken des Aphroditehymnus in verschiedenen Werken Ovids und Jason S. Nethercut schließlich dem Verhältnis von Herkules und Apollon in dessen Œuvre, deren Inbezugsetzung auf Augustus er vor dem Hintergrund der *h. Hom.* in Betracht zieht.

Der Abschnitt über kaiserzeitliche und spätantike Autoren setzt mit einer Studie von Polyxeni Strolonga zu Lukians Transposition der *h. Hom.* in die Minidialoge der Göttergespräche ein. Lukian führe in diesen nicht nur die Götterwelt ad absurdum, er parodierte zugleich die Hymnenform. Athanassios Vergados listet im Anschluss daran mögliche Anspielungen auf die *h. Hom.* in Aelius Aristides' Texten auf, zunächst zweifelhafte Allusionen in den Prosa-hymnen, in denen allgemein auf Göttergeschichten rekurriert wird, dann deutlichere Aufnahmen der *h. Hom.* in den beiden Reden *κατὰ τῶν ἐξορχουμένων* und *περὶ τοῦ παραφθέγματος*. Im nächsten Kapitel versucht José B. Torres zu ermitteln, in welcher Weise Cornutus' Kompendium der griechischen Theologie sich auf die *h. Hom.* bezieht, womit er den Grundstein einer von ihm in Aussicht gestellten größeren Untersuchung zu deren Rezeption in der mythographischen Literatur legt. – Die Sektion Spätantike decken zwei Beiträge ab, die sich mit der Hymnenliteratur jener Zeit befassen. Zuerst stellt Robbert M. van den Berg Proklos' Verhältnis zu den *h. Hom.* dar. Danach liefert Gianfranco Agosti einen Überblick über mögliche

Imitationen und Anspielungen auf die *h. Hom.* in der Literaturproduktion des 3., 4. und 5. Jh., mit einer Detailstudie zur Wirkungsgeschichte des Hermeshymnus als Musterbeispiel für dessen Einfluss auf die pagane und christliche Dichtung sowie auf Dichtunginschriften.

Im Abschnitt über die *h. Hom.* in Byzanz setzt sich Christos Simelidis mit der schwierigen Frage auseinander, ob überhaupt und wo von einer Rezeption der *h. Hom.* in der byzantinischen Literatur gesprochen werden kann; er beleuchtet dann die näheren Umstände der Übernahme des Hymnencorpus in eine Homerhandschrift durch Johannes Eugenikos. Den zweiten Beitrag dieser Abteilung bildet Andrew Faulkners Darstellung von Theodoros Prodromos' historischen Dichtungen, wobei besonderes Augenmerk auf den Preisgedichten für Johannes II. Komnenos liegt.

Neuland erschließt Oliver Thomas mit der Auswertung mehrerer Marginalien, die auf Renaissance-Kopisten der *h. Hom.*-Handschriften oder deren Nutzer wie Lorenzo Valla zurückgehen; des Weiteren zeichnet er die Vorgänge bei der Einordnung der *h. Hom.* in Homersammelhandschriften oder in das Corpus der Götterpreisungen wie durch Michael Marullus oder Francesco Filelfo nach. Eingehend mit Angelo Polizianos Rezeption der Aphroditehymnen in seinen *Stanze per la giostra*, von denen wiederum Sandro Botticellis *Geburt der Venus* inspiriert ist, befasst sich M. Elisabeth Schwab. Im vorletzten Beitrag gibt Nicholas Richardson Einblick in das Werk der drei bedeutendsten englischsprachigen Übersetzer und Bearbeiter der *h. Hom.*, George Chapman, William Congreve und Percy Bysshe Shelley. Andreas Schwab rekonstruiert im Schlusskapitel Johann Heinrich Voss' Jahrzehnte währende Auseinandersetzung mit dem neu entdeckten Demeterhymnus vor dem Hintergrund des Symbolismusstreits.

Die Autorinnen und Autoren erfüllen mit ihren Beiträgen, die in großer Bandbreite bemerkenswerte Ergebnisse liefern und zu weiteren Untersuchungen anregen, sicherlich das Ziel dieses Bandes, Lücken in der Erforschung der Rezeption der *h. Hom.* zu schließen.

Alfred Dunshirn

Christopher Collard - James Morwood, Euripides. *Iphigenia at Aulis*. I. Introduction, Text and Translation. II. Commentary and Indexes. Liverpool: University Press 2017. (Aris & Phillips Classical Texts.) XIII + 668 S. ISBN 978-1-911226-46-8 (cased); 978-1-911226-47-5 (pb.)

Mit dieser groß angelegten Arbeit zweier Kenner der griechischen Tragödie und speziell des Euripides liegt endlich auch eine moderne englische Bearbeitung für dieses Spätwerk des Euripides vor. Im nicht-englischen Bereich gibt es an ausführlichen Darstellungen nur den Kommentar des Rezensenten (Wien 1992). Collard hat neben seinem großen *Supplices*-Kommentar (Groningen 1975) unter anderem in der Reihe „Aris & Phillips“ die *Hecuba* (1991), den *Kyklops* zusammen mit den größeren Satyrspielfragmenten (mit O'Sullivan, 2013) und *Select Fragmentary Plays* (mit Cropp, Lee und Gibert, 2 Bde., 1995 und 2004) publiziert, Morwood neben zahlreichen Euripides-Übersetzungen auch eine Edition der *Suppliant Women* vorgelegt.

Die Ausgabe umfasst neben einer umfangreichen Einleitung (1–62) eine Bibliographie (63–78), im Weiteren die Edition des Textes mit gegenüber gestellter englischer Übersetzung (79–233). An den umfangreichen Kommentar (235–648) schließen drei Indices an (General Index, Greek Index, Index Locorum).

Im Preface weisen die Autoren auf die besonders diffizile Überlieferungslage dieser Tragödie hin, die wahrscheinlich 405, also nach dem Tod des Autors, von einem gleichnamigen Sohn oder Neffen des Euripides aufgeführt wurde. Besonders umstritten sind bekanntlich der Prolog – auf seine vielfältigen Probleme kann hier nicht näher eingegangen werden – und die Exodos, deren Unechtheit unumstritten ist. Collard und Morwood widmen das Werk William Ritchie, dessen vorbereitende Arbeiten zu einem Kommentar der *IA* sie erfreulicher Weise in ihr Werk einarbeiten konnten. Für die Textgestaltung standen den Autoren gegenüber Stockert (1992) zwei wichtige neue Editionen zur Verfügung: die fundamentale Edition von James Diggle (OCT, 1994) und die zweisprachige Edition von David Kovacs (Loeb, 2002). Obendrein erschien in der Zwischenzeit eine Fülle von Beiträgen, die für die Gestaltung der Einleitung und des Kommentars herangezogen werden konnten.

Die Einleitung ist insgesamt sehr lesenswert und informativ, sowohl für den General Reader als auch für den Spezialisten. Behandelt werden der Mythos (3), das zentrale Thema ‚Human and animal sacrifice‘ (7), der politische Kontext (12) sowie der panhellenische Gedanke (15). Es schließen an eine ausführliche und überzeugende Darstellung der *Dramatis personae* (18), insbesondere von Iphigenie (25); die Funktion des Off-Stage-Bereiches (die Armee; Troja, 28), der Chor (30); Themes and Motifs (33), unter anderem mit einer Behandlung der in diesem Drama zentralen Wertbegriffe *Aidos*, *Tyche* und *Ananke*, *Kleos* und *Doxa*. Ganz neu gegenüber Stockert (1992) ist das umfangreiche Kapitel über die frühen Aufführungen und die Rezeption der *IA* im Theater insgesamt (38).

Gemäß der Anlage dieser Reihe tritt die Metrik ganz in den Hintergrund und beschränkt sich auf Elementares (45). Die Notierung der Verse durch x (anceps), l (long) und s (short), also z. B. das jambische Metrum mit x l s l, ist nicht nach dem Geschmack des Rezensenten, für den General Reader aber vielleicht leichter verständlich als die traditionellen Schemata. Auch im Kommentarteil finden sich metrische Erläuterungen nur, wenn unbedingt nötig. Ausführlicher als in dieser Reihe üblich, wird angesichts der prekären Überlieferungslage die Problematik des griechischen Textes behandelt, der dann auch im Kommentarteil allenthalben reichlich diskutiert wird (50–62).

Die Textedition ist sehr sorgfältig gestaltet und mit einem nicht zu knappen kritischen Apparat versehen, die Übersetzung bleibt soweit wie möglich am Text; wenn nötig, werden wörtliche Übersetzungen im Kommentarteil gegeben.

Der Kommentar selbst bietet ausführliche Einleitungen zu den einzelnen Szenen (alleine zum Prolog zwölf Seiten), die es auch dem General Reader ermöglichen, den Fortgang der Handlung bequem zu verfolgen. Die Lemmata beziehen sich, wie in dieser Reihe vorgesehen, auf die englische Übersetzung und nicht, wie sonst üblich, auf den griechischen Text. Spezialisten mag das vielleicht stören, für den speziell angesprochenen General Reader ist es jedoch von Vorteil. Zu seiner Information werden zudem alle griechischen und lateinischen Wörter und Texte zusätzlich in Übersetzung gegeben. Textkritisches wird, wie schon erwähnt, ausgiebiger behandelt als in der Reihe üblich, auch die Darlegungen zu Grammatik und Stil sind durchwegs kompetent.

Details des Kommentars, der insgesamt überzeugend geschrieben ist, können hier nicht behandelt werden. Ziel dieser knappen Rezension ist, ein fundamentales und gut lesbares Werk in knappen Zügen vorzustellen.

Walter Stockert

Laura Gianvittorio (Hg.), *Choreutika – Performing and Theorising Dance in Ancient Greece*. Pisa-Roma: Fabrizio Serra Editore 2017. (Biblioteca di Quaderni Urbinati di Cultura Classica. 13.) 243 S. ISBN 978-88-6227-950-5

Der vorliegende Sammelband, der sich – in einer geglückten Kombination von praktischen und theoretischen Sicht- und Herangehensweisen – vertiefend mit der Thematik des Tanzes im antiken Griechenland zwischen dem 7. und 4. Jh. v. Chr. auseinandersetzt, hat seinen inhaltlichen Ursprung in der vieljährigen Beschäftigung der Herausgeberin mit dem Gegenstand und entstand in der nicht weniger fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universität Wien, dem österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) und dem Department für Literatur, Kunst und Sozialwissenschaften der Universität „Gabriele d’Annunzio“ in Chieti-Pescara.

Gianvittorio versammelt in ihrem Band eine erlesene Gruppe von internationalen Spezialist/innen, die – gleichgewichtet aufgeteilt in die beiden übergeordneten Abschnitte „Performing Choral Dance: Texts and Contexts“ sowie „Elements of Ancient Dance Theory“ – einen angeregten interdisziplinären Diskurs zum antiken Tanz in den Fachgebieten Religion, Poetik, Theater, Musik, Philosophie, Metrik und Aufführungspraxis führen und innerhalb der Diskussion einen weitschweifenden Überblick über die unterschiedlichen Methoden, Perspektiven und Herangehensweisen in den zu untersuchenden Sachverhalten bieten (34).

Den in Summe acht Beiträgen vorangestellt ist, neben einem erfrischenden Vorwort („Foreword“, 11–19) von C. Catenacci (Direktor des oben genannten Departments der Universität Chieti-Pescara und zugleich Direktor der „Quaderni Urbinati di Cultura Classica“), eine Einleitung der Herausgeberin („Introduction. Ancient Dance as a Research Topic“, 25–36), welche die einzelnen Beiträge knapp zusammenfasst und vorstellt und überdies die forschungsrelevanten Hintergründe und Ziele des Bandes skizziert. Hinsichtlich der in diesem Abschnitt formulierten Anforderungen hätte sich der Rez. – in engem Bezug auf den (Unter-)Titel der Einleitung – einen noch ausgedehnteren forschungsgeschichtlichen Einblick in das Sujet gewünscht: einerseits um die frühen altertumswissenschaftlichen Studien, z. B. von Fritz Weege (*Der Tanz in der Antike*, Halle 1926), Louis Séchan (*La danse grecque antique*, Paris 1930) oder Lillian B. Lawler (*The Dance in Ancient Greece*, Middletown 1965) mit ihren prägenden Vorarbeiten (neuerlich) ins Gedächtnis zu rufen, andererseits um die einzelnen vorgestellten Beiträge leichter in einen forschungsgeschichtlichen Bezug setzen zu können. Gleichwohl verweist Gianvittorio in diesem Kontext auf die Arbeiten von Frederick Naerebout (26 mit Anm. 2) und die darin enthaltenen historischen Überblicke zur Geschichte und Erforschung des antiken Tanzes, welche, soviel sei vom Rez. angemerkt, seit kurzem unter <http://dance-library.com> zu finden sind. – Der Rez. folgt in seinen kurzen Wiedergaben und Besprechungen der einzelnen Beiträge der chronologischen Reihenfolge der Herausgeberin.

F. Naerebout ist es auch, der mit „Moving in unison. The Greek Chorus in Performance“ (39–66) den Reigen der Untersuchungen eröffnet. Beginnend mit der in der Theaterforschung bekannten Definition, dass Lautlichkeit zugleich immer auch Räumlichkeit sowie Stimmlichkeit und Körperlichkeit erzeugt (E. Fischer-Lichte, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt 2004, 219), konzentriert sich Naerebout innerhalb dieser performativen Gesetzmäßigkeit insbesondere auf chorische Tanzleistungen im Rahmen eines religiösen Ereignisses (44). Treffend arbeitet er in einem ersten Schritt die bestimmende, einheitliche Essenz

und den amateurhaften Status der Mitglieder eines bei den Mysterienkulten agierenden Tanzchores heraus (49), um dann den Wesenszug bei nichttheatralischen Chortänzen in religiösen Kontexten näher zu untersuchen. Auch wenn das Ergebnis hier zunächst wenig überraschen mag, sind insbesondere seine Aufschlüsse zu den in Einklang gemachten Bewegungen im Raum, die spezifische Anzahl, das Geschlecht und Alter der tanzenden Akteure erhellend (52f.). Nicht weniger aufschlussreich sind seine Beobachtungen zu Wiederaufführungen von Choreographien (54ff.), auch wenn sich die Quellenlage – wie N a e r e b o u t vollkommen richtig bemerkt – als relativ dünn erweist und Vermutungen somit nicht ausbleiben können. Dass in die Gesamtuntersuchung nicht nur literarische sondern auch archäologische Quellen mit in die schlüssige Argumentation einfließen (51f.), gilt es des Weiteren als positiv hervorzuheben.

Unter dem Titel „Dancing with Stesichoros“ (67–89) geht P. F i n g l a s s, der sich in jüngerer Vergangenheit intensiv mit dem Dichter aus Himera und seinem Werk auseinandergesetzt hat, der vieldiskutierten Frage nach, ob im Kontext öffentlicher Aufführungen sowie bei Stesichoros' Eigenart der Stoffdarbietung chorisch getanzt und gesungen wurde und ob wir bei ihm von einem authentischen Chordichter sprechen dürfen. Anhand externer und interner Indizien, wobei er monodische und chorische Aufführungstheorien gegenüberstellt (u. a. M. L. West und W. Burkert), kommt er in seiner souverän geführten Argumentationskette – beginnend mit dem Über- und Individualnamen, d. h. der „Berufsbezeichnung“ des Dichters (69–71), über die kulturellen Besonderheiten Westgriechenlands (72–73), hin zur triadischen Kompositionsform und dem auffälligen Phänomen des Versumfangs seiner Lyrik (84–85) – gegen den *mainstream* der Stesichoros-Forschung zu dem Postulat, dass Stesichoros' Gedichte sehr wohl chorisch aufgeführt worden sind. Dass er sich bei seiner Thesenfindung vorzugsweise auf die ältere Forschung, z. B. O. Kleine oder U. v. Wilamowitz-Moellendorff (73–75, 86), stützt und die neueren Erkenntnisse – welche durch die Veröffentlichung der Papyrusfunde in den Jahren 1968 und 1977 gewonnen werden konnten (insbesondere was die ungewöhnliche Länge der Gedichte betrifft) – weniger gewichtig in seine Interpretation miteinbezieht, lassen die kluge und kenntnisreiche Arbeit etwas zu kühn erscheinen. Selbst der für einen hochprofessionellen Sing- und/oder Tanz-Chor schwer vertretbare Umfang von 1000–1500 Versen kann im Rahmen von Aufführungsfragen als nicht einflussreich genug hervorgehoben werden: F i n g l a s s betont völlig zurecht, dass Aristoxenos in seinen Schriften auf das chorische Wesen der Werke des Stesichoros hinweist. Aristoxenos sagt in diesem Kontext jedoch nur (Fr. 277 PMFG), dass „in früherer Zeit die Frauen einen Gesang mit dem Titel Καλόκη sangen“ (Aristox. *b. Ath.* 14, 619 D = Fr. 89 Wehrli). Abgesehen davon, dass Καλόκη als unecht anzunehmen ist, sagt dies leider zu wenig über eine „spezifische Form“ der Aufführung aus. Auch sprechen die antiken Quellen nie von einem „kitharodischen Stesichoros“, ebenso wenig wie seine Lieder als *Nomoi* bezeichnet worden sind (vgl. dazu F. D'Alfonso 1994, B. Zimmermann 2011). Dessen ungeachtet zeigt die Arbeit von F i n g l a s s, dass die externen (d. h. die Vertreter einer monodischen Aufführungspraxis) und internen Indizien (d. h. die Vertreter einer chorischen Aufführungspraxis) neu gedacht werden müssen, um Gewissheit und Sicherheit in der Frage nach dem Aufführungsstil der Werke des Stesichoros zu erlangen.

Durch das Abhandeln zweier chorischer Versabschnitte aus den frühen Tragödien *Perser* (V. 1046) und *Sieben gegen Theben* (V. 854–860) des Aischylos geht die Herausgeberin der attraktiven Frage nach, ob es sich möglicherweise hierbei um sog. chorisch dargebotene Ruder Tänze handeln könnte (90–100). Ihr anhand literarischer und semantischer Beispiele geführter Diskurs wird ergänzt – wie es in der neueren *performance*-orientierten Forschung heutzutage

Usus ist bzw. sein sollte –, indem Gianvittorio am sog. „Basler Krater“ versucht, ihre gefundenen Indizien auch ikonographisch tragfähig zu verifizieren. Den Ausgangspunkt ihrer scharfsinnig geführten Analyse bildet die Auseinandersetzung mit dem in beiden Chorgesängen verwendeten Verb *eresso* (90–93). Von besonderem Wert ist hierbei, dass Gianvittorio im weiteren Verlauf ihrer Untersuchung auf die in den Verspassagen nautische Terminologie aufmerksam macht und diese spezifiziert (93–97) und sämtliche Indikatoren für eine mögliche Choreographie schlüssig und nachvollziehbar zusammenführt (97–100). Ihre ikonographische Deutung (101–118), dass es sich bei dem Gemälde auf dem Krater (102, Fig. 1) um einen *kommos* am Ende einer Tragödie handelt (und somit den Höhepunkt einer tragischen Handlung markiert) bzw. die Abbildung alle nennenswerten Anzeichen für einen Rudertanz innerhalb einer Trauersituation in sich birgt, ist neu, scharfsinnig und aufgrund der vorgelegten Beweisführung berechtigt. Eine ikonographische Ergänzung sei gestattet: Die im Beitrag präzierte rudernde Armhaltung/-bewegung des Chores ist, wie näher erläutert, kein gestisches Alleinstellungsmerkmal für eine trauernde Situation. Diese, für einen Tanz nicht untypische Armbeziehung, findet sich auch als Element einer tänzerischen Performanz auf attischen und böotischen Vasen des 5. und frühen 4. Jahrhunderts. Ähnlich wie auf dem Gemälde des Basler Kraters – diesmal in einem symposiastischen Kontext – tanzten orientalisches kostümierte Männer solistisch den persischen Oklasma-Tanz, den u. a. Aristophanes in einer seiner Komödien (*Thesm.* 1172ff.) karikiert. Hierbei wird mit den Armen eine rudernde Bewegung ausgeführt, wobei der/die Tanzende(n) gleichzeitig in die Hocke zu gehen hat/haben (vgl. dazu A. Schäfer, *Unterhaltung beim griechischen Symposion*, Mainz 1997, 92-93, Tafel 53 und 549).

Mit Fokus auf die späten Tragödien des Euripides versucht Eric Csapo in einem mehrstufigen Verfahren und mit Hilfe schriftlicher und archäologischer Zeugnisse unter dem Titel „Imagining the shape of choral dance and inventing the cultic in Euripides later Tragedies“ (119–156) den Beweis zu führen, dass der attische Tragiker – gegen die in der Tragödienforschung verbreitete These einer performativ rechteckig organisierten Chorformation – seine Chöre (auch) zirkulär führte. Ohne hier notwendigerweise auf die vorbildliche Methodik der Beweisführung (wiederkehrende Muster, fiktionale und kultische Refrains, der archaische Charakter der Chöre, choreographische Selbstinstruktionen, der Kreislauf von Tod und Wiedergeburt etc.) und die Fülle der bemerkenswerten Beispiele, die Csapo hierfür präsentiert, näher einzugehen, verdunkelt einzig der in diesem Zusammenhang bedeutsame Aspekt, dass die Chöre in den späten Werken des Euripides keinen wirklichen dramatischen Zweck mehr erfüllten, seinen innovativen und spannenden Denkansatz. Innerhalb seiner These drängt sich unweigerlich die Frage auf, wieso Euripides – in einer bei ihm bewusst vernachlässigten dramaturgisch-kompositorischen Spannung zwischen Sprech-Vers und chorischen Elementen – sich selbst die literarische Überaufgabe auferlegen und die kultischen, bacchischen und eleusinischen Wurzeln seiner Kunst hervorheben sollte, wo es ihm in seinem „weltanschaulichen Radikalismus“ (M. Brauneck, *Die Welt als Bühne 1*, Stuttgart 1993, 146) doch gerade darum ging, die Summe der mythologischen Faktoren als auch die Präsenz des Vergangenen weniger zu prononcieren und eher gegenteilig unverbrauchte, zeitbezogene Ansichten und Strömungen in seinem Werk zu forcieren. Auch die Begründung des chorischen Hypertraditionalismus, welcher nach Csapo im Verbund mit religiösen Konnotationen zu sehen sei, erscheint dem Rez. zu steril, da der euripideische Chor – abgekoppelt und losgelöst von jeder dramatischen Handlung – nur noch Lieder sang/tanzte und es somit zu einer klaren dramatischen Entwertung der Orchestra kam, was man daran festmachen kann, dass sich die Bühnenhandlung immer mehr in Richtung Skene verlagerte. Dennoch vermag diese drama-

turgische Leerstelle den positiven Gesamteindruck der Arbeit nicht zu schmälern, da sich C s a p o in seinen durchwegs scharfsinnigen Analysen und Interpretationen (wieder einmal) als profunder Kenner des antiken Dramas präsentiert.

Der zweite Teil des Bandes („Elements of Ancient Dance Theory“) nimmt seinen Ausgang bei „Dance as silent poetry, poetry as speaking dance: The poetics of orchesis“ (159–177) von Sophie Marianne B o c k s b e r g e r. Anhand ausgewählter Begrifflichkeiten (u. a. *schema*, *trope*, *pezos*, *metaphora*) geht sie der Frage nach, ob diese Termini, welche sich in ihrem ursprünglichen Kontext auf körperliche Bewegungen bezogen, die Metasprache der griechischen Literatur(-kritik) nachhaltig in Ausdruck und Form beeinflussen bzw. bestimmen. Gewissenhaft und für den Leser schlüssig nachvollziehbar macht B o c k s b e r g e r in einem ersten Schritt – unter Berufung auf die Schriften von Aristoteles, Diderot und Valéry – das sogenannte Verkörperungskonzept deutlich, welches besagt, dass alle verbalen Aussagen und übertragenen Benennungen umstandslos auch körperlich/gestisch dargestellt werden können (159–163). Kritisch abgerundet hätte diese Einführung eine knappe Erwähnung des theoretischen Gegenmodells von G. Simmel (Das individuelle Gesetz, 1968), der mit Nachdruck – insbesondere gegen Diderot als Entwickler dieses Entwurfs (siehe dazu *Taubstummenbrief*, 1751) – auf die mediale Verschiedenheit von Körper und Sprache verweist. Überzeugend gestaltet B o c k s b e r g e r in weiterer Folge ihre These der sukzessiven Verlagerung der Begriffe aus dem semantischen Bereich des Tanzes/der körperlichen Bewegung in das Feld der Literaturkritik, wo diese als bild- und zeichenhafte Sprachverwendungen in die poetische Diktion Eingang finden. Die hierbei eingestreuten Zitate geben eine gute und vertiefende Vorstellung von den Quellentexten (166–172). B o c k s b e r g e r s erkennbarer Wille, durch Freilegung des semantischen Kerns spezifischer Begrifflichkeiten auf den ursprünglichen musikalischen und tänzerischen Konnex der griechischen Poesie aufmerksam zu machen, gelingt ausnehmend gut.

Eine semantische Fragestellung verfolgt auch Eleonora R o c c o n i. Mit einer Fülle von Quellen widmet sie sich in „Moving the soul through the immovable: Dance and Mimesis in Fourth-Century Greece“ (178–197) der Entwicklung und Bedeutung des „technischen Begriffes“ *schema* (σχῆμα) und bietet eine erweiterte Analyse in Bezug auf den griechischen Tanz am Ende der klassischen Zeit. Ihrer Interpretation zufolge umreißt der *terminus technicus schema* in erster Linie das Gestaltungsprinzip der bewegungslosen Pose innerhalb einer performativen Darbietung. Ihre nicht ganz neuen, aber erfrischenden Gedankenspiele und zweckdienlichen Zitate aus den bekannten antiken ‚Fundgruben‘ – von den Pythagoreern über Aristoteles, Platon und Aristoxenus bis hin zu Plutarch – hinterlassen beim engagierten Leser den Willen, sich mit diesem in der Philologie und Philosophie vieldiskutierten Begriff neuerlich auseinanderzusetzen, entkräften aber nicht vollständig den in der Forschung nach wie vor bestehenden Konsens, dass – mit Bezug auf die genannten antiken Autoren – hier nicht eine äußere körperliche Fixierung, sondern eher eine innere feste menschliche Haltung, ein stabiler Charakterzug gemeint ist, welcher sich auch weitgehend mit der vormusikalischen Bedeutung von Rhythmus in früherer Zeit deckt. Ein dramaturgischer Hinweis des Rez. aus der zeitgenössischen Theaterpraxis macht vielleicht deutlich, dass das Verharren in einer Position auf einer Bühne eher einen gegenteiligen Regie-Effekt (als den eines spektakulären Bühnenmoments) bewirkt. Seit dem 19. Jh. nennt man das Verharren in einer bewegungslosen Pose (nach einer performativen Aktion) *Freeze* resp. „in den *Freeze* gehen“. Dieses körperliche Innehalten des Akteurs/der Akteure (gerade auf großen Bühnen) hat nicht – wie z. B. im 18. Jh. das *Tableau vivant*, in dem Akteure klassische Szene allegorisch nachstellen – die inszenatorische Aufgabe, einen markanten körperlichen Bühnenmoment zu erzielen, sondern

dient hauptsächlich dazu, die Aufmerksamkeit der Zuschauer dorthin zu lenken, wo die nächste bzw. wichtigere körperliche und sprachliche Aktion stattfindet. Auf einer Bühne „versteinern“ trägt also für den Darsteller (und den Zuschauer) das regietechnische Attribut „nicht anwesend, nicht aktiv“ in sich. Ein verantwortlicher Spielleiter/Choreograph arbeitet hier mit dem Theaterphänomen, dass der naturgegebene Fokus, die Neugierde des Publikums, immer auf den Ort einer Bühne gerichtet ist bzw. dorthin wandert/wandern soll, wo im Moment die für die Handlung zentrale körperliche oder sprachliche Aktion ihren Ausgang nimmt resp. ihren Moment hat.

Der Rhythmus als zentrales Bindeglied zwischen den medialen Künsten Tanz, Musik und Poesie ist das übergeordnete Thema von Stefan H a g e l. Entsprechend hat er seiner Studie „Language and Dance: A Non-Platonising view“ (198–214) das Zitat aus Plat. Rep. 398d vorangestellt, welches besagt, dass Tonart und Takt der Rede (d. h. dem gesprochenen Wort) folgen müssen (206–209). H a g e l stellt die landläufige Annahme von der unauflösbaren Einheit von Text und Rhythmus/Melodie in der alten Musik in Frage und führt den Leser zügig mit sicherer Hand zu seiner Konklusion, dass gerade in der alten Musik der Rhythmus eines Liedes nicht zwangsläufig dem gesprochenen (poetischen) Wort folgen muss. Ausgangspunkt seiner Betrachtungen bilden die prägenden Studien zum griechischen Metrum von M. West (1982, 1992), der das strenge Konzept von symmetrischen und asymmetrischen Rhythmen näher definierte (199–201). Als besonders ertragreich erweisen sich hier seine Erläuterungen zum tieferen Wesen der *loci principes*, wobei es ihm anschaulich gelingt, die Vor- und Nachteile dieses Systems deutlich zu machen (203). Auch wenn – wie erwähnt – die Quellenlage keinesfalls als ideal zu bezeichnen ist (211), zeigt die Arbeit von H a g e l exemplarisch, dass Musik (und Tanz) in der Antike stets Aufführungscharakter hatte(n) und die in nachklassischer Zeit aufsteigende Tendenz der neuen Musik sich ganz in den Dienst der (performativen) Mimesis stellte und dadurch nach Möglichkeit die Wirkung der Worte (und somit auch des Körpers) erhöhte, womit – einer logischen Entwicklung folgend – der erste Schritt zur Verselbstständigung der musikalisch-rhythmischen Seite vollzogen wird. Lediglich der eine oder andere ergänzende bzw. zusätzliche Verweis in Form einer Fußnote hätte dem schönen Beitrag gut getan, um auch einem weniger in die Materie eingearbeiteten Personenkreis das Lesevergnügen zu erleichtern.

Den Band finalisiert die Arbeit von A.-E. P e p o n i, die sich mit der Definition von Tanz und Tanzkunst als solche bei Aristoteles auseinandersetzt. Ausgangspunkt ihrer im besten Sinne zitatenreichen Untersuchung – welche den Titel „Aristotle’s definition of dance“ (215–241) trägt – bildet der kurze Abschnitt 1447a 18 in Kapitel 1 der *Poetik*, in dem Aristoteles eine erste Abgrenzung der Literatur von den anderen vorherrschenden Künsten anhand der bei einer Nachahmung verwendeten Medien vornimmt. In ihrem vielschichtigen Diskurs, der sich in Summe um die zusammengesetzte Phrase *schematizomenos rhythmos (poet. 1447a 28)* dreht, lässt P e p o n i neben den für das Thema bekannten Quellen wie Platon, Aristoxenos oder Aristeides Quintilianus auch weniger in diesem Zusammenhang zitierte Autoren wie Psellus (226) oder Hippokrates (237) zu Wort kommen, was die Qualität und Breite des Beitrags noch steigert. Ihre syntaktische Überlegung und Interpretation, dass das von Aristoteles zusammengesetzte Wortgefüge *schematizomenos rhythmos* in erster Linie für die optischen und akustischen Aspekte einer auf Rhythmus aufbauenden Aktion steht und gleichsam als zentrale Essenz des Tanzes eine synästhetische Aktivität entwickelt, welche sich im kinetischen Einfluss des Rhythmus festmachen lässt, hat vielversprechendes Potential und verdient flächiger diskutiert zu werden, auch wenn man in diesem Zusammenhang knapp festhalten darf, dass der

„bewegende Einfluss“ des Rhythmus kein Indiz und Spezifikum für P e p o n i s These ist, da jede Form von Rhythmus das kinetische Element in sich birgt.

G i a n v i t t o r i o hat uns mit der Herausgabe dieses Bandes ein beachtliches Werkzeug zum antiken Tanz an die Hand gegeben, mit dessen durchwegs gelungenen Beiträgen nicht nur der neueste Forschungsstand abgebildet wird, sondern auch die weitere und vertiefende Beschäftigung mit dem Thema „Tanz in der Antike“ positiv vorangetrieben werden kann. Als gewinnbringend und ideal für die Arbeit mit dem Buch sind nicht zuletzt die Literaturlisten nach jedem Beitrag anzusehen. Aber gerade in diesem Punkt ist es schade, dass auf einen Index locorum bzw. einen Generalindex verzichtet wurde. Auch, dass die meisten Autor/innen auf repräsentative Abbildungen verzichtet haben, obwohl in den einzelnen Beiträgen immer wieder Bezug auf ikonographische Beispiele genommen wird, ist anzumerken, was aber den positiven Gesamteindruck des Buches nicht schmälert. Aktuell zeigt sich die Intensivierung des Themas auch an der am Anfang des Jahres erschienenen Monographie von K. Schlabach, *Anatomy of Dance Discourse*, Oxford – einem Buch, welches sich ebenfalls mit Performanz-Theorien in der antiken Literatur auseinandersetzt.

Raimund Merker

Bettina Fröhlich, Selbsterkenntnis und Lebenspraxis. Zur apollinischen und platonischen Ethik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. 573 S. ISBN 978-3-525-30179-1

Dieses umfangreiche Buch (eine Habilitationsschrift im Fach Philosophie) erörtert die Frage der Selbsterkenntnis bei Platon im breiten Kontext der griechischen Literatur und Religiosität, beginnend mit den frühesten für uns fasslichen Zeugnissen. Bettina Fröhlich stellt damit erstmals das sich durch viele Jahrhunderte ziehende Thema des γνῶθι σαυτόν auf eine breite Textbasis, wobei sie die Parallelen und Differenzen in den verschiedenen Texten betrachtet.

Im ersten Teil wertet sie klassische Stellen aus Homer, Pindar, Sophokles und Herodot aus. Hingeführt zu dieser für die gesamte Tradition zentralen Thematik der Selbsterkenntnis wird mit einem Einleitungskapitel zur Apollon-Religion, in dem die Autorin die religionsgeschichtlichen Erkenntnisse, die in den letzten Jahrzehnten zu diesem Bereich gewonnen wurden, übersichtlich zusammenstellt. In den einzelnen Kapiteln zu den wesentlichen Stationen apollinischer Selbstbeschränkung vor Platon referiert sie jeweils die einschlägige Sekundärliteratur hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Sichtweisen der Autoren, beispielsweise in Bezug auf den Kroisos-Logos bei Herodot. Durchwegs folgt Fröhlich dabei den Deutungen, die neben den pessimistischen Tönen in den diversen Epen, Oden oder Tragödien auch die Möglichkeit sehen, dass der Mensch in Beachtung seiner Grenzen zu einer positiven Erfüllung seiner Anlagen gelangen kann. Sie arbeitet beim Durchgang durch diese zum Teil sehr verschiedenen Zeugnisse deutlich heraus, inwiefern in ihnen die Thematik der philosophischen Selbsterkenntnis präformiert ist, zeigt aber auch auf, wodurch sich das vorphilosophische Verständnis des Selbst und des Guten von dem sokratisch-platonischen Zugang unterscheidet.

Im zweiten Hauptteil über das Selbst und die Selbsterkenntnis in den platonischen Dialogen ist sehr zu begrüßen, dass die divergenten Aussagen, die sich in Platons Werken finden, weder durch die Differenz zwischen sokratischen und platonischen Ansichten noch durch eine entwicklungsgeschichtliche These erklärt werden. Vielmehr unternimmt die Verfasserin den Ver-

such, die zahlreichen Bezugnahmen auf das γνῶθι σαυτόν aus ihren jeweiligen Kontexten her zu deuten. Unrichtig ist die Aussage, dass die der „fiktiven Chronologie“ nach frühesten Dialoge der *Protagoras* und *Alkibiades Maior* sind (249), die einen Sokrates im Alter von fünfunddreißig oder vierzig Jahren zeigten, der sich – durch das delphische Orakel angespornt – zu einer Elenktik seiner Mitbürger aufmache. Der diesbezüglich früheste Dialog ist wohl unbestritten der *Parmenides*, der einen noch „sehr jungen“ Sokrates zeigt (vgl. Parm. 127c). Überhaupt könnte dieser Dialog in die Erläuterungen zur Selbstsorge einbezogen werden, zumal in ihm Parmenides den jungen Sokrates zur Übung auffordert und damit etwas präformiert, das sich im *Größeren Alkibiades* wiederfindet. Dieses Werk wäre auch ein wichtiger Bezugspunkt für die Fragestellung der zweiten Hälfte des zweiten Hauptteils, der Selbsterkenntnis.

In dieser Arbeit arbeitet Fröhlich heraus, dass bei Platon Selbsterkenntnis zugleich die Einsicht in die epistemischen Unzulänglichkeiten als auch in den Mangel an Tugendwissen ist (312). Sehr aufschlussreich ist hierbei die Analyse der verschiedenen Weisen, sich der Wissensprüfung und dem Bemühen um Selbsterkenntnis zu entziehen. In dem Kapitel über „Flucht und Selbsttäuschung“ (315–333) vermisst jedoch die Leserschaft vermutlich die für die Abwendung von Sokrates paradigmatische Figur des Alkibiades aus dem *Symposion*.

Fröhlich betont (wie mir scheint) mit gutem Grund die Prozessualität der Erkenntnis und kommt dabei auf die menschliche Einsicht zu sprechen, „die unendlich graduell“ gesteigert werden könne (352) – unklar scheint mir, wie sich dies mit der Schlussthese von der „Identität des Guten mit dem Selbst“ (492) vereinbaren lässt und den Aussagen, dass die Umwendung der Seele, die Peragogē „offenbar in engster Verbindung zur Idee des Guten“ stehe oder „selbst bereits das Gute“ sei (498).

Bei der Darlegung der Rede über Selbsterkenntnis im *Alkibiades Maior* sind der Aufweis der Bezüge dieses Dialogs zur *Politeia* sowie der Erweis der Ganzheit des Dialogs am Leitfaden der Diskussion der Selbstsorge sehr bedenkenswert. Der *Charmides* wird demgegenüber als Ausdruck einer sophistischen Wissensbestimmung aufgefasst (vgl. 450).

Die griechischen Zitate sind an zahlreichen Stellen (vor allem hinsichtlich der diakritischen Zeichen) fehlerhaft. (Z. B. ist 39 statt καὶ ἔρπει zu schreiben καὶ ἔρπει, 64 Γνῶθι für Γνωθι, 117 Anm. 167 und 524 Anm. 2 ἀρεταῖς für ἀρεταις, 134 οὐκ ἄνθρωπ für οὐκ ἄνερ, 213 αἰδῶς für αἰδώς, 238 χαλεπὸν für καλεπὸν, 280 Anm. 155 πολιτικὴ τέχνη für πολιτικὴ τέχνη, 355 ἐρωτικὴ τέχνη für ἐρωτικὴ τέχνη, 390 (u. ö.) ἐπιμέλεια für ἐπιμέλεια, 415 ἐστίν für ἐστίν, 422 (u. ö.) οἶον für οἶον, 459, 474 Anm. 377 und 520 ἀρχὴ ἀνυπόθετος für ἀρχὴ ἀνυπόθετος.)

Der Band kann sowohl als Überblickswerk zur Frage der Selbsterkenntnis in der griechischen Literatur als auch zur Diskussion zahlreicher Detailfragen zur Selbstsorge in den platonischen Dialogen mit Nutzen herangezogen werden.

Alfred Dunshirn

Dieter Lau, Origenes' tropologische Hermeneutik und die Wahrheit des biblischen Wortes. Frankfurt am Main: Peter Lang 2016. (Lateres. Texte und Studien zu Antike, Mittelalter und früher Neuzeit. 10.) 266 S. ISBN 978-3-631-67211-2; ISSN 1610-6806

Ein von den Ausmaßen eher kleines, aber inhaltlich durchaus gewichtiges Werk veröffentlicht Dieter Lau mit dem vorliegenden Band der Reihe „Lateres“. Ein kurzes Vorwort stellt die allererste Hinführung zur Thematik dar (7–9, dort 7): „Autoritative Texte erheben

Wahrheits- und Geltungsansprüche. Doch diese Ansprüche werden unter Umständen fragwürdig. Etwa dann, wenn der Wortlaut der Texte mit den veränderten Normen und Vorstellungen der Gesellschaft, in der sie Gültigkeit beanspruchen, nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Dies gilt auch für die Bibel, insbesondere das Alte Testament, dessen weithin anthropomorphe Gottesauffassung frühchristliche Denker für unvereinbar halten mit ihrer der Philosophie verdankten Idee der reinen und absoluten Spiritualität Gottes. [...] Das Problem findet seine Lösung durch die texthermeneutische Denkfigur, in dem zu erklärenden Text eine die Ebene des Wortsinns transzendierende Bedeutung vorauszusetzen und diese Bedeutungsebene einer gedachten Welt zuzuordnen, die jenseits der empirischen Wirklichkeit liegt, mit dieser aber in einer ontologisch bzw. schöpfungstheologisch begründeten Verbindung steht.“ Der Zugang zur Thematik wird durch eine kurze Einleitung grundsätzlich erschlossen (15–30). Nach L a u (29) macht Origenes „die Tropologie zu einem brauchbaren Instrument, um den geistigen und nach seiner Ansicht wahren Schriftsinn zu erschließen.“ Dabei sieht L a u (29) die Aufgabe, „neben der Tradition der platonischen, mittelplatonischen, neuplatonischen und stoischen Philosophie auch die bislang in der Forschung weniger beachtete Tradition der aristotelischen Philosophie, insbesondere der Dialektik, in ihrer Bedeutung für Origenes’ tropologische Hermeneutik herauszuarbeiten.“

Es folgen die fünf Hauptteile. Diese sind weitgehend beschreibend und referieren, wie der Verf. Origenes versteht. Das erste Kapitel („Origenes’ tropologische Terminologie“: 31–76) untersucht die verwendete Terminologie, die (von einigen Ausnahmen abgesehen) der grammatistisch rhetorischen Tradition verhaftet ist. Mit Hilfe dieser Termini identifiziert und interpretiert Origenes tropische Ausdrucksformen der Bibel. Das zweite Kapitel wendet sich der Methode zu („Methodologie der origenischen Hermeneutik“: 77–94). Die beiden Abschnitte haben grundsätzlichen Charakter und beschreiben die Methode als solche.

Das dritte Kapitel dient der Untersuchung der Anwendung dieser Methode auf den biblischen Text („Die Feststellung der Tropizität biblischer Ausdrücke und der Anwendungsbereich der tropologischen Hermeneutik“: 95–123). Hier wird dann auch deutlich, warum Origenes so viel an ihr gelegen ist (119): „Diese Beurteilung des biblischen Textes ist für Origenes die Voraussetzung, um das, was ihm in der Bibel als widersinnig, d. h. in der Regel des Gottes unwürdig und der Glaubenslehre (*fidei dogma*) widersprechend erscheint, mit Hilfe der tropologischen Exegese und damit der Erschließung des im trophischen Ausdruck beschlossenen *eigentlich* Gemeinten aufzuheben.“ Im vierten Kapitel wird das Verhältnis von empirischer Wirklichkeit und Aussage über die transzendente Wirklichkeit untersucht („Die Erschließung des τροπικῶς λεγόμενον und ihr ontologisch-logisches Instrumentarium“: 125–183). Dort hält L a u fest (125): „Origenes hat die platonische Unterscheidung von Sinnenwelt (τὰ ὁρατά/τὰ αἰσθητά) und Geistwelt (τὰ νοητά) in Verbindung mit der erkenntnistheoretischen Funktionsbestimmung der Sinnenwelt rezipiert und dieses Paradigma im Sinne der christlichen Lehre überformt.“ Nur in einer Anmerkung weist der Verf. darauf hin, dass es sich bei dieser Einordnung des Origenes in die Philosophiegeschichte nicht um eine allgemein anerkannte Position handelt, sondern dass durchaus andere Positionen existieren, die – so darf man anfügen – ihre Berechtigung haben. Dies stellt dann auch den einzigen Schwachpunkt dieses grundsätzlich interessanten Werkes dar: Es vermeidet in vielen Fällen eine eigentlich notwendige Diskussion. Damit ist es dem Leser zwar möglich, anhand e i n e r Position einen Zugang zur tropologischen Hermeneutik des Origenes zu bekommen. Es ist jedoch gerade eine solche, die in der wissenschaftlichen Diskussion durch andere zu ergänzen ist.

Das kurze fünfte Kapitel („Bezugsakt, Stimmigkeit, Erkenntnisgehalt und ihre philosophisch-theologische Prägung“: 185–201) leitet zur abschließenden Zusammenfassung über („Rückblick“: 203–215). Es schließen sich ein Verzeichnis der Abkürzungen (217–219), das Literaturverzeichnis (221–238) und zwei Indices an („a. Stellenregister“: 239–254; „b. Wort- und Sachregister“: 255–266). Lau hat ein als Einführung in das Thema höchst brauchbares Werk verfasst, das durch eine weitgehend ausgewogene Darstellung überzeugt. Daher ist ihm ein intensiver Gebrauch gerade in der Theologie zu wünschen.

Hans Förster

Berenice Verhelst, *Direct Speech in Nonnus' Dionysiaca. Narrative and Rhetorical Functions of the Characters' „Varied“ and „Many-Faceted“ Words.* Leiden-Boston: Brill 2016. (Mnemosyne Supplements. Late Antique Literature. 397.) XII + 330 S. Ill. ISBN 978-90-04-32589-0

Eine von vielen auffälligen Eigenheiten der *Dionysiaka* des Nonnos von Panopolis ist die Behandlung der für die Gattung ‚Epos‘ unabdingbaren Reden. Ausgehend von den homerischen Gedichten stellt man sehr bald fest, dass die Reden in den *Dionysiaka* entschieden länger sind als bei anderen Epikern, andererseits aber Dialogpartien oder Frage-Antwort-Abfolgen fast gänzlich fehlen. Die Reden haben also nicht, wie etwa bei Homer, die Funktion, die Handlung voranzutreiben oder folgende Entwicklungen anzukündigen: Lange Monologe bewirken eher eine Verlangsamung des Berichts und haben retardierende Wirkung, ihre Funktion ist es, rhetorische Brillanz zu demonstrieren (Anwendung rhetorischer Stilmittel: kurze, prägnante, asyndetisch aneinandergereihte Sätze, Frage-Antwort, Wortspiel) als inhaltlich zur Erzählung beizutragen.

In einem sehr informativen einleitenden Kapitel gibt Verhelst einen Überblick über die Beschäftigung mit den *Dionysiaka* und über die wichtigsten Forschungsfragen zu den Reden seit 1880 bis heute, erste Informationen zu den Redepartien bei Homer, Quintus und Nonnos, eine Vorstellung verschiedener Methoden für die Interpretation (komparatistisch, narratologisch, aus der Sicht rhetorischer Stilmittel) sowie einen kommentierten Überblick über den Inhalt der Arbeit.

Die Arbeit verfolgt zwei Ziele, die sich im Aufbau spiegeln: Im ersten Teil untersucht Verhelst die Stellung der Nonnianischen Epik und besonders deren Reden (sie zählt 305 direkte Reden mit insgesamt 7.573 Versen; vgl. X, 38, u. ö.) im Kontext der epischen, vor allem spätantiken epischen Dichtung und zeigt Nonnos als Verwerter der Tradition, innerhalb derer er innovative und originelle Abweichungen setzt. Der zweite Teil ist literaturwissenschaftlichen Beobachtungen gewidmet und untersucht die Konsequenzen, die sich aus dem Einsatz der Reden und der Praxis spätantiker Rhetorik für die Präsentation der Handlung ergeben („In this section, one of the most frequently asked questions is ‚what effect does speech ‚x‘ have for the presentation of the story and to what end is it inserted?‘“ – 38). Die auf die Dichtung des Nonnos bisher nicht systematisch angewendete narratologische Methode eröffnet neue Perspektiven der Interpretation. (Die Arbeit von Camille Geisz, *A Study of the Narrator in Nonnus of Panopolis' Dionysiaca. Storytelling in Late Antique Epic*, Leiden-Boston 2017, war Verhelst nur in der Version der Oxforder Dissertation von Geisz aus dem Jahre 2013 zugänglich.)

Verhelst demonstriert dies an exemplarisch herausgegriffenen Beispielen: Zuerst beschreibt sie Unterschiede zur epischen Dichtung anhand bekannter Episoden (Διὸς ἀπάτη,

Dion. 31–35 und *Ilias* 14–15; die Vergleiche mit Apollonios von Rhodos und Quintus Smyrnaeus sind wegen deren statistischer Relevanz gewählt), untersucht dann den Typus ‚Kampfredede‘ (‚Feldherrnrede‘) und schließlich, in einem besonders ausführlich und gründlich gearbeiteten Kapitel, ‚Rede in der Rede‘, basierend auf der Tradition der τῦς-Reden seit Homer, Reden, in denen der Dichter beispielhaft mitteilt, was ein anonymes Charakter (oder was ‚man‘) sagen könnte. (Anmerkung: Diese Technik gilt selbst in Texten wie Bertolt Brechts *Der kaukasische Kreidekreis* noch als bemerkenswertes Mitteilen der Gedanken einer Figur durch den Sänger oder Erzähler, wenn es heißt: „Hört, was sie [er] dachte, nicht sagte.“ Vgl. z. B. Jan Knopf [Hrsg.], *Brecht Handbuch Band 1: Stücke*, Stuttgart-Weimar 2001, 526.) – Bei der Untersuchung der einschlägigen Partien stellt sich heraus, dass Nonnos einen Schritt weitergeht und derartige mögliche Aussagen auch in imaginierten Reden einsetzt, mit denen innerhalb einer Rede wörtlich gezeigt wird, wie ‚etwas gesagt werden soll‘.

V e r h e l s t listet 18 derartige hypothetische (potentielle τῦς-)Reden-in-Reden in den *Dionysiaka* auf. Es ergibt sich, dass Nonnos auch in diesem speziellen Fall mit einer Darstellungstechnik, die bereits in der *Ilias* angelegt ist, dann aber offensichtlich wenig genutzt wurde, ein Stilmittel wiederbelebt und, wie so oft, auch gezielt einsetzt („A Homeric Device Revived“ betitelt V e r h e l s t das ausführliche Kapitel, in dem sie diese – und einige andere – hypothetische Reden im Einzelnen vorstellt und auch die Gemeinsamkeiten sowie die Unterschiede zu den entsprechenden Homerstellen ausführlich behandelt: 141–177). Wieder führt Nonnos einen ‚Dialog‘ mit Homer, imitiert nicht, sondern fühlt sich in Sprache, Stil und Darstellungstechnik ein, die er zugleich weiterentwickelt, mit anderen Elementen kombiniert und in neuer Form anwendet. Nonnos bleibt dabei aber originell, und weder Musaios noch Kolluthos sind ihm gefolgt (177).

Ein weiteres Ergebnis soll angeführt werden, die Anwendung rhetorischer Ethopoie und deren Umsetzung in Form von beobachtenden und kommentierenden Reden in den *Dionysiaka* (521–573). Es sind monologische Reden, meist unbekannter, für die Handlung nicht relevanter Personen (13 Anonymi, 6 bekannte Personen oder Götter), in denen das Geschehen durch Beschreibungen, Ergänzungen oder auch Wiederholungen reflektiert wird. Diese Reden, die zu meist in auffälliger Weise rhetorisch gestaltet sind, haben die Funktion, die Handlung zu retardieren, deren Bedeutung zu steigern oder einfach das Geschehen durch nochmaliges Durchdenken mit nachdrücklicher Wichtigkeit zu bezeichnen. Die dafür geschaffenen Figuren erfüllen einen zweifachen Zweck: Sie sind Teil des Ganzen und haben Anteil an der mythischen Welt der *Dionysiaka*, sie sind glaubhafte Erstrezipienten des dargestellten Geschehens, geben dem Erzählten Resonanz oder, wie V e r h e l s t bildlich formuliert, „they hold up a mirror to the reader [...] [b]ut [...] the reflection in the mirror is not exact but, as in a hall of mirrors at a funfair, distorted and caricaturized.“ (273).

Die Basis für V e r h e l s t s Untersuchungen ist eine umfassende und neu durchgearbeitete statistische Zusammenstellung für die Redepartien im griechischen Epos (*Ilias*, *Odyssee*, Apollonios von Rhodos, Quintus Smyrnaeus und Nonnos, *Dionysiaka*); die präsentierten Schlussfolgerungen können anhand der Detailstatistiken nachgearbeitet werden, die V e r h e l s t in der *Database of Direct Speech in Greek Epic Poetry* zusammengestellt und online zugänglich gemacht hat (www.dsgep.ugent.be).

Die Arbeit ist die erste, die sich umfassend und grundlegend mit den Reden bei Nonnos und deren ποικιλία und ποικιλομυθία (deren „narrative and rhetorical functions of the characters‘ ‚varied‘ and ‚many-faceted‘ words“ des Untertitels des Buches) sowie deren rhetorischer Durchgestaltung beschäftigt und gleichzeitig Vorarbeiten für jedes der einzelnen zum Ver-

gleich herangezogenen Epen einbezieht. – Als Appendix angefügt (301–307) ist ein Überblick über Aufbau und Inhalt der *Dionysiaka*, der für alle Benützer eine sehr willkommene Orientierung und zugleich eine Einführung in das Epos bietet.

Die Auswertung der gewonnenen Erkenntnisse mit Hilfe neuerer literaturwissenschaftlicher Methoden macht das Buch zu einem nützlichen und weiterführenden Arbeitsinstrument. – Kritisch anzumerken bleiben bloß technische Fehler (Druckfehler; Differenzen zwischen angeführtem Text und nachfolgender Übersetzung, z. B. 3 Anm. 13).

Herbert Bannert

Orestis Karavas (Hg.), Κόλλουθος, Ἑλένης ἄρπαγή. Εἰσαγωγή – Μετάφραση – Σχόλια. Ἀθήνα: „ΔΑΙΔΑΛΟΣ“ Ε.Π.Ε. 2015. (Βιβλιοθήκη Ἀρχαίων Συγγραφέων.) 159 S. ISBN 978-618-80060-5-8

Das Kurzepos über den Raub der Helena, von Kolluthos aus Lykopolis im 5./6. Jh. n. Chr., zur Zeit des Kaisers Anastasius verfasst, galt – wie auch manch anderer Text der späteren Antike – lange Zeit als wenig interessant und der Beschäftigung nicht wert. A. W. Mair bedauert in der mit Zitaten und gelehrten Hinweisen durchzogenen, lesenswerten Einleitung zu seiner Übersetzung von „Oppian, Colluthus and Tryphiodorus“ (Loeb Classical Library, 1928) den Aufwand an Zeit und Mühe auf „poets who, after all, dwell rather on the lower level of Parnassus“ und hofft, sich bald wieder Aischylos oder Pindar zuwenden zu können (p. VII).

Über Kolluthos informiert zwar die *Suda*, es werden aber nur andere (nicht erhaltene) Werke genannt, nicht aber der *Raptus*, sodass man gelegentlich auch vermutet hat, der uns vorliegende Text stelle bloß ein Fragment dar, herausgerissen aus einem größeren Zusammenhang. Obwohl der Text in einer *Editio Aldina* seit (vermutlich) 1505 und danach in mehreren Editionen und Chrestomathien, seit der Teubnerausgabe von Wilhelm Weinberger (1896) auch in einer modernen Edition vorlag, brachte eigentlich erst die kommentierte und auf einer Wertung der Handschriften beruhende Ausgabe mit Kommentar von Enrico Livrea (Bologna 1968) die Beschäftigung mit dem Epos in Gang. Seither sind einige Editionen des kurzen Textes erschienen: Zu nennen sind die lange Zeit maßgebliche Ausgabe in der „Edition Les Belles Lettres“ mit französischer Übersetzung und knappen Anmerkungen von Pierre Orsini (1972), eine textkritisch erarbeitete Edition mit katalanischer Übersetzung von Francesc J. Cuartero i Iborra (1992) und eine Ausgabe mit deutscher Übersetzung und Erklärungen von Otto Schönberger (Würzburg 1993). Für die Interpretation des Gedichts und dessen Einordnung in die Literatur der späteren Antike mit ausführlichen Untersuchungen zur Tradition des speziellen Aspekts der Trojasage und literaturwissenschaftlichen Beobachtungen liegt jetzt eine umfassende Untersuchung von Cosetta Cadau vor: *Studies in Colluthus' „Abduction of Helen“*, Leiden-Boston 2015 (Mnemosyne Supplements. Late Antique Literature. 380). – Hinzuzufügen ist eine bislang, soweit ich sehe, nicht bekannt gewordene Ausgabe mit Übersetzung ins brasilianische Portugiesisch, auf die Karavas verweist (29 Anm. 79): *Colutos, O rapto de Helena. Edição trilingüe – grego, latim e português. Tradução do grego de Fabricio Possebon, ensaio de Milton Marques Júnior e notas de Alcione de Albertim, João Pessoa 2005.*

Die vorliegende Publikation bietet einen an der Arbeit von Cuartero i Iborra (1992) orientierten, an manchen Stellen bearbeiteten Text, eine neugriechische Übersetzung, eine umfassende Einleitung mit Hinweisen auf Besonderheiten der Metrik und des Wortschatzes, eine Darstellung der Forschungsgeschichte und Erklärungen, die Sach- und Sprachprobleme des Texts

erläutern und gleichzeitig als Wegweiser durch die Darstellung konzipiert sind. Die Anmerkungen gehen selten und nicht im Einzelnen auf Probleme der Texterstellung ein, die gerade bei diesem Autor, der seit seinem Bekanntwerden als Musterbeispiel für die Behandlung textkritischer Probleme galt und an dessen Editionen die Methoden der Textkritik unter anderem entwickelt wurden, wegen einer großen Zahl an Varianten und der Notwendigkeit, Verse und Versgruppen umzustellen, besonders schwierig ist.

Zwei Anmerkungen. Zu Vers 109: καλαῦροψ, ein homerisches *hapax legomenon* (Il. 23, 845), das von Apollonios Rhodios zweimal verwendet wird (2,33 und 4,974), wurde von Nonnos geradezu propagiert (19mal in den *Dionysiaka*) und ist ein typisches Beispiel für die Verwendung seltener homerischer Wörter in der späteren Dichtung. Bemerkenswert ist auch, dass von Kolluthos dieser bei Homer eigentlich einen ganz speziellen Wurfstock der Hirten bezeichnende Terminus selbstverständlich übernommen und eingesetzt wird. Vgl. Herbert Bannert - Nicole Kröll, *Nonnus and the Homeric Poems*, in: Brill's Companion to Nonnus of Panopolis, ed. by Domenico Accorinti, Leiden-Boston 2016, 485 (mit weiteren Angaben).

Zu Vers 206: κυανέη μὲν ὑπερθεν ἀναθρώσκουσα θάλασσα: θάλασσα am Versschluss ist (gemäß der Nonnianischen Behandlung des Hexameters) unmetrisch und wird von Orsini *inter cruces* gesetzt. Das Problem steht im Zusammenhang mit dem letzten Wort von Vers 204 (τιθήνης), für das als *varia lectio* θαλάσσης bezeugt ist, das von Mair und Anderen, nicht aber von K a r a v a s in den Text genommen wird. θάλασσα in Vers 206 sollte geändert werden, und Livrea übernimmt die von Weinberger vorgeschlagene Konjekturen καλύπτρη. Claudio De Stefani bespricht die Stelle kurz in einer umfassenden Untersuchung zu Metren und Versgestaltung in der spätantiken Epigrammdichtung und schlägt als Konjekturen κατάξ vor mit dem Hinweis auf Apollonios Rhodios 1,1203: ὑπόθεν ἐμπλήξασα θοῆ ἀνέμοιο κατάξ (Claudio De Stefani, *Metrische Beobachtungen zum Hexameter der Disticha des Kyklos*, in: *Nonnus of Panopolis in Context II: Poetry, Religion, and Society*, edd. Herbert Bannert - Nicole Kröll, Leiden-Boston 2018 [Mnemosyne Supplements. Late Antique Literature. 408], 305 Anm. 28).

Herbert Bannert

Domninus of Larissa, Encheiridion and Spurious Works. Introduction, Critical Text, English Translation, and Commentary by Peter R i e d l b e r g e r. Pisa-Roma: Fabrizio Serra Editore 2013. (Mathematica Graeca Antiqua. Collanana diretta da Fabio A c e r b i e Bernard V i t r a c. 2.) 281 S. ISBN 978-88-6227-567-5

Domninos von Larissa in Syrien (Schaizar am Orontes, Gouvernement Hama, Westsyrien) war gemeinsam mit Proklos (412–485 n. Chr.) Hörer bei Syrianos (aus Alexandrien), zu jener Zeit Vorstand der neuplatonischen Philosophenschule in Athen. Die wenigen Testimonien (von R i e d l b e r g e r sorgfältig gesammelt) bezeichnen ihn als eher undogmatischen Philosophen mit mathematischen Interessen, die so sehr überhandgenommen haben sollen, dass er die Lehre Platons mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Überlegungen korrigieren wollte und in Folge seiner Ansichten von den Schul-Philosophen in Athen abgelehnt wurde. Diese im Wesentlichen auf Damaskios und dessen (vermutlich) als Neuplatoniker-Biographien angelegte, nur sehr fragmentarisch erhaltene Schrift zurückgehenden Informationen über Domninos werden in der vorliegenden, umfassenden Behandlung des Autors überprüft und schließlich als unzuverlässig zurückgewiesen.

In einer ausgezeichneten, weit ausgreifenden Einleitung mit Abschnitten zur Entwicklung der neuplatonischen Schule von Athen, die von der Platonischen Akademie zu unterscheiden ist, und zur Betonung (im antiken Sinne) mathematischer Fragestellungen in den Lehren der Zeit zeichnet R i e d l b e r g e r das gesellschaftliche, organisatorische und intellektuelle Umfeld des 5. Jh. in Athen, sammelt Informationen zu den handelnden Personen, ihren Lehren und ihren teils wenig, teils außerordentlich spezialisierten Fachleistungen, und macht vor diesem Hintergrund die Entwicklung und Stellung der mathematischen Interessen und Überlegungen im Rahmen der philosophischen (und rhetorischen) Ausbildung deutlich. (Anmerkung: Eine Zusammenfassung der archäologischen Dokumente zu den Räumlichkeiten der Schule, dem sog. „Haus des Proklos“ am Südbang der Akropolis in Athen, die heute unter der in den 1950er Jahren angelegten Dionysiou Areopagitou-Straße verschwunden sind, geben Anna Afonasina - Eugene Afonasin, *The Houses of Philosophical Schools in Athens*, in: ΣΧΟΛΗ 8 [2014], 9–23, mit weiteren Literaturhinweisen.) – In den nächsten Abschnitten stellt R i e d l b e r g e r die Quellen und deren Auswertung zu Leben und Werk des Domninos vor, dies in steter Abwägung des Wertes der einzelnen Angaben und im Hinblick auf die sachliche Beurteilung der Texte. Es handelt sich im Wesentlichen um Auszüge aus der sog. Philosophiegeschichte des Damaskios (in der *Suda* und bei Photios, mit ausführlicher Edition und Besprechung der Texte), aber auch um verstreute Informationen bei Marinos von Neapolis (Nablus im Westjordanland) und Proklos, also Kollegen und Zeitgenossen des Domninos. R i e d l b e r g e r untersucht die eigentlichen Quellen der wenigen, aber anekdotenhaft ausgeschmückten Berichte über Domninos (Streit mit Proklos; Treffen mit Asklepiodotos aus Alexandrien; fragwürdige Therapie eines Magenleidens; Ernährungs- und Lebensgewohnheiten, die den philosophischen Lehren nicht entsprechen) und reduziert sie auf die eigentlichen Fakten, und diese zeigen Domninos als keineswegs außergewöhnlichen oder besonders originellen, sondern als dem *mainstream* der Zeit entsprechenden philosophischen Aktivisten mit besonderen Interessen für Mathematik und Zahlenlehre. R i e d l b e r g e r bezeichnet ihn schließlich als „fairly standard late antique Platonic philosopher“, als dem intellektuellen Standard der Zeit entsprechend (92).

Im darauf folgenden Abschnitt bespricht R i e d l b e r g e r die vorliegenden Angaben zu den Werken des Domninos. Verloren sind ein Kommentar zu Platons *Timaios*, zu Aristoteles' Sophistischen Widerlegungen aus dem *Organon*, und die am Ende des erhaltenen *Encheiridion* angekündigte Elementarlehre der Arithmetik. Die erhaltenen Schriften sind: das *Encheiridion* zur Einführung in die Arithmetik (und R i e d l b e r g e r anerkennt mit guten Gründen nur diesen Text als echt), die Abhandlung über Brüche (Bruchrechnung im antiken Verständnis), die Scholien zu Nikomachos. Die gelegentlich (aufgrund einer unklaren und verlesenen Verfasserangabe) Domninos zugeschriebene Schrift über die Grundlagen der Optiklehre ist nicht echt; R i e d l b e r g e r verzichtet daher auch auf eine Edition des Textes.

Es folgen Prolegomena zur Edition mit einer Nachzeichnung der bisherigen Arbeit an den Texten (Ausgaben und Handschriften, einige von R i e d l b e r g e r erstmals herangezogen) und ein Bericht über die Texterstellung und über die Grundsätze der Edition – der *Editio princeps* im Fall der Scholien zu Nikomachos.

Die Edition umfasst (1.) das Ἐγχειρίδιον ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς, ‚Handbuch zur Einführung in die Zahlenlehre‘; (2.) einen die Grundsätze der Zahlentheorie präsentierenden Auszug Πῶς ἔστι λόγον ἐκ λόγου ἀφελεῖν, ‚Wie man einen Verhältnis(wert) von einem Verhältnis(wert) wegnimmt‘, eine (vereinfacht gesagt) schrittweise Anleitung zur Behandlung von Brüchen, die von den antiken Mathematikern aber grundsätzlich anders beurteilt wurden als es unserem Verständnis entspricht (von R i e d l b e r g e r immer wieder in Erinnerung gerufen und

außerordentlich klar und verständlich dargestellt, 198–202 u. ö.); und (3.) die ‚Scholien zu Nikomachos‘, eine unsystematische Sammlung von Notizen und Beispielen (aus Vorträgen gesammelt?) zur Einführung in die Arithmetik des Nikomachos von Gerasa (1. Jh. n. Chr.), die in einer einzigen Handschrift mit den beiden anderen Texten (aber ohne ausdrückliche Zuweisung an Domninos) zusammengestellt ist. Die genauen Untersuchungen zur Überlieferung und Beobachtungen zu Inhalt und Methode der Texte führen Riedlberger zum Schluss, dass Domninos nur das *Encheiridion* verfasst hat (oder dieses vielleicht ein Auszug aus einem größeren Werk ist).

Zwei Drittel des Buches umfassen Text, reichlichen textkritischen Apparat (die Edition ist generell erschwert durch hohe Fehleranfälligkeit der oft aus mathematischen Termini und griechischen Zahlzeichen bestehenden Texte) und Übersetzung (107–135) sowie den ausführlichen, alles Erreichbare einbeziehenden Sprach-, Sach- und Textkommentar. Dieser Kommentar ist ein unschätzbares Arbeitsinstrument, nicht nur für das engere Gebiet der Texte, die Methoden antiker Mathematik, sondern auch für die Geschichte der Naturwissenschaften und der naturwissenschaftlich orientierten Strömungen spätantiker Philosophie und, da es sich um Lehrbehelfe mit dem Charakter von Mitschriften aus Einführungskursen handelt, für eine umfassende Kenntnis der in den Philosophenschulen gebotenen Programme und zu sprachlichen und kulturellen Eigenheiten der späteren Antike.

Die Bibliographie stellt alle benutzten oder das Thema erörternden Publikationen übersichtlich zusammen. (Anmerkung: Das Ende der Philosophenschulen in Athen und das Verbot heidnischer Lehrstätten durch Justinian im Jahre 529 wird von Riedlberger des Öfteren erwähnt, doch ist die umstrittene und in ihren Einzelheiten unklare Übersiedlung der Schule in das Sasanidenreich nicht mehr Thema der Darstellung; dennoch hätte in die Liste der zitierten Literatur die Behandlung der Sache durch Rainer Thiel aufgenommen werden können: Rainer Thiel, *Simplikios und das Ende der neuplatonischen Schule in Athen*, Wiesbaden 1999 [Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, Abhandlungen der geistes- und sozialwiss. Klasse 1999, Nr. 8.] – Ausführliche Indices (zitierte Stellen, griechische Wörter, Namen und Sachen) erschließen diese bewundernswert umfassend und genau gearbeitete Darstellung eines begrenzten Bereichs griechischer Kultur, der durch die mustergültige Durchführung aber für alle an der Spätantike Interessierte eine sehr empfehlenswerte Lektüre und eine unentbehrliche Quelle für Informationen bietet.

Herbert Bannert

Jochen Althoff - Sabine Föllinger - Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 27*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2017. 278 S. Ill. ISBN 978-3-86821-708-7; ISSN 0942-0398

Mit Band 27 der etablierten Reihe „Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption“ sind acht deutschsprachige Aufsätze und ein englischsprachiger Beitrag Wolfgang Kullmann zum 90. Geburtstag gewidmet, dem die Hg. als SchülerInnen verbunden sind. Als Doyen im Bereich der Erforschung der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles hat er es erst möglich gemacht, dass eine Reihe wie die vorliegende sich so breitgefächert entwickeln konnte.

Bernhard Herzoff geht in „What remains to be examined...“: *Lotus – Botanical Observations on a Controversial Plant Name*“ der Frage nach, welche Pflanze(n) als ‚Lotus‘ bezeichnet werden. Daraus entwickelt sich ein gelehrter *Tour d'horizon* durch die Literatur- und

Wissenschaftsgeschichte – von den Lotophagen der *Odyssee* bis zur binären Nomenklatur Carl von Linnés – und eine geographische Distribution von Europa bis Afrika. – Katharina E p s t e i n analysiert in „Wie weit reicht die Empirie des Aristoteles? Untersucht am Beispiel der Fortpflanzung der Fische“ Aristoteles' Wissen über Fische, darunter auch seinen Kenntnisstand über Viviparie. Sie betont seinen Erkenntnisgewinn durch Sektionen und durch Naturbeobachtung, verschweigt aber auch zeittypische Fehlannahmen nicht (z. B. die postulierte Spontangese von Aalen – ein Irrtum, den William Harvey noch 1652 in seiner Embryologie *De generatione animalium* für Insekten als gültig annahm und publizierte). E p s t e i n stellt in den Raum, dass Aristoteles möglicherweise bereit war, auch bei schlechter Faktenlage Hypothesen niederzuschreiben, um als Erster eine wissenschaftliche Basis zu schaffen. – Maria L i a t s i sucht nach einer Antwort auf „Das Problem des Verhältnisses von Körper und Seele in der Naturphilosophie des Aristoteles, aufgezeigt an De gen. an. IV und V.“ und endet in einer Aporie, da sie aufgrund fehlender Äußerungen in den Texten selbst keine endgültige und allgemeingültige Antwort auf den Konnex von Metaphysik, Philosophie und Naturwissenschaft bei Aristoteles zu geben vermag.

Nach einer Antwort auf die alte Streitfrage, ob es bei Aristoteles Illustrationen gab, suchen Alexander Fürst v o n L i e v e n und Marcel H u m a r in einem ebenso ausführlichen wie innovativen Artikel („Anatomei – Die Bilder hinter den zoologischen Schriften des Aristoteles“). Die Verf. gehen drei Fragen nach: 1. welche Informationen die Abbildungsverweise über die verlorenen Bilder geben können; 2. ob Bildinformationen aus den Beschreibungstexten von Tieren zu gewinnen sind; 3. inwiefern Bilder als Reaktionen auf Texte Aristoteles' anatomisches Wissen spiegeln. H u m a r und v o n L i e v e n haben dazu praktische Versuche angestellt und deren Ergebnisse statistisch ausgewertet: Sie ließen zwölf Studierende der Grundschulpädagogik und 23 des Lehramtsmasterstudiengangs Biologie in 45 Minuten Seeigel zeichnen und haben auch selbst Sektionen durchgeführt. – Zu wenig Parallelen zur modernen Kognitionsbiologie zieht Martin M. M e y e r in seinem philologisch gut recherchierten Beitrag „Aristoteles über Anzeichen tierischer Klugheit“. Er spannt einen weiten, aufwändigen und in Summe informativen Bogen über zahlreiche Spezies und vielfältige Verhaltensweisen und referiert, dass gemäß Aristoteles tierische Klugheit resp. Intelligenz in direktem Zusammenhang mit gesteigerter anatomischer Entwicklung und Ausdifferenzierung und mit diffizilen und komplexen Lebensumständen steht. Aus M e y e r s Beitrag wird aber auch überdeutlich, für wie viele haltbare Fehlurteile über (Herden)tiere der griechische Philosoph und seine anthropozentrische Perspektive der Ursprung und die (autoritative) Quelle ist. – Viktor W e m b e r und Clemens L u n c z e r geben instruktive Einblicke in die Ornithologie und die Kontamination von Texten, wenn der *prima vista* selbe Terminus in Wahrheit mehr als eine Spezies bezeichnet („Flamingo und Purpurhuhn – Eine neue Interpretation des Vogelnamens πορφυρίων und eine neue Bewertung von Aristoteles' Systematik des Trinkvorgangs der Säugetiere und Vögel“). Die Verf. machen den Begriffswandel nach einer Fülle von Detailbeobachtungen an einer abschließenden Liste deutlich, die von Aristophanes (Fabelwesen) über Aristoteles (Flamingo) bis zu Plinius maior, Dionysios und Athenaios (Blauralle) führt. (Es sei gestattet daran zu erinnern, wie erbittert um die Speziesidentifikation des *passer* bei Catull gerungen und gestritten wurde.) – Dass antike und moderne Naturbetrachtung und Tierbeobachtung keineswegs kongruent sind und welche Folgen sich aus dieser Differenz ergeben, führt Clemens L u n c z e r luzid und gut lesbar in „Eine Frage der Wahrnehmung – ‚Vogelbeobachtungen' in der Antike und deren spätere (Fehl-)interpretationen“ an den Beispielen Halsbandfrankolin, Raben- und Nebelkrähe, Steinschmätzer, Mauerläufer, Blaumerle u. v. a. m. aus. Er kommt zu dem Schluss,

dass falsches Farbverständnis für viele Missverständnisse verantwortlich zeichnete, aber auch die Tatsache, dass abhängig vom Beobachtungswinkel resp. -standort und abweichender Körperhaltung der Vögel verschiedene Feder(farbe)n sichtbar sind; wer den falschen „Filter“ anlegt, so L u n c z e r, kann die Natur nicht durch die Augen des antiken Menschen sehen.

Tiere und Pflanzen als Nahrungsquellen für das Militär beleuchtet Margarethe K ö n i g in „Trophologie in der Antike – Bemerkungen zur Nahrungsversorgung der römischen Soldaten“. Größtenteils vor Ort angebautes Getreide kommt wenig überraschend die wichtigste Rolle zu, gefolgt von einer Vielfalt von Gemüsesorten (zzgl. importierten Obstes, aber auch von Nüssen). Als Proteinquellen dienten Schweine und Rinder (belegt durch Knochenfunde), zusätzlich Geflügel und regional sehr unterschiedlich auch Fisch. *garum* wurde importiert; Wild wurde lokal gejagt; die Dichte an diesbezüglichen Knochenfunden in Militärlagern ist signifikant höher als an anderen Orten; Ähnliches gilt für die Knochenüberreste von Reit-, Trag- und Packtieren (vornehmlich Esel und Pferde, wobei letztere auch als Fleischlieferanten dienten). – Abschließend widmet sich in stupender Gründlichkeit Lothar W i l l m s den indoeuropäischen Grundlagen von „Blei, Birke, Biber: Zur Etymologie von Wörtern der natürlichen Umwelt und ihrem Beitrag für die Kulturgeschichte“. Er geht keltischen Ursprüngen lateinischer Substantive aus Mineralogie, Zoologie und Botanik nach und kann eine Fülle keltischer Einflüsse im Lateinischen und in dessen Gefolge in den romanischen Sprachen nachweisen.

Wenngleich es unbeabsichtigt anachronistisch ist, wenn davon die Rede ist, dass die Phönizier Krokus „industrially“ zum Färben verwendeten, ein Hinweis auf das großangelegte Wiederansiedlungsprojekt österreichischer WildbiologInnen eine wichtige Ergänzung zur Erwähnung des früheren Habitats des Waldtrapps in den Alpen gewesen wäre, „Gastmal“ für die *Deipnosophistai* des Athenaios ein ärgerlicher *lapsus calami* und „Suidas“ eine längst überholte Bezeichnung für das gelehrte Lexikon ist, bietet der vorliegende Sammelband eine wahre Fundgrube gelungener Überschreitungen von Fachgrenzen; es ist wirklich für jede/n etwas Passendes dabei – und die Lektüre macht Lust auf mehr, weil jede/r Autor/in überzeugend zeigt, wie spannend und wie modern Fachtexte sein können, (Gebrauchs-)literatur, die über viel zu lange Zeit und v. a. zu Unrecht in der sprichwörtlichen Mottenkiste verstaut und dann (fast) vergessen wurde.

Sonja Schreiner

Jens L e m a n s k i, *Summa und System. Historie und Systematik vollendeter bottom-up- und top-down-Theorien*. Münster: mentis 2013. 306 S. ISBN 978-3-89785-801-5

Wer sich – verleitet durch den Untertitel – neue Einsichten in an Universitäten (und in Firmen) seit geraumer Zeit übliche (hierarchische) Entscheidungsmechanismen erwartet, wird enttäuscht sein. Wer hingegen an Induktion und Deduktion, Auf- und Abstieg, der mittelalterlichen Summa und dem neuzeitlichen System wissenschaftsgeschichtlich interessiert ist, der findet bei L e m a n s k i eine diachrone Synopse von der Spätantike (Dionysius Areopagita) bis ins 19. Jh. (Johann Gottlieb Fichte), anschaulich gemacht mittels zahlreicher Zitate und zu weiterführender Lektüre anregend durch ein mehr als 30 Seiten umfassendes Literaturverzeichnis. Was L e m a n s k i als Monographie vorlegt, ist seine überarbeitete Dissertation (Mainz und Lecce 2011). Ziel ist „ein Beitrag zur Lösung moderner Probleme der Wissenschaftsphilosophie“, insbesondere zum Induktionsproblem. Im Wissen um die Komplexität des The-

mas und den Facettenreichtum der in den Blick genommenen Autoren analysiert der Verf. Bereiche, um die sich Dionysius und Fichte verdient gemacht haben: Bezogen auf den spätantiken Autor bedeutet das, dass er sich der Mystik in drei Ausprägungen zuwendet (appellativ-transformativ, deskriptiv-informativ, exegetisch-dechiffrierend) und einen fließenden Übergang zur (relativen und absoluten) Transzendenz vollzieht. (So legitim dieser Zugang aus einer pan- oder synoptischen Sicht sein mag, so schwierig ist es für LeserInnen, von diesen diffizilen Seitenwegen wieder auf die gleichfalls hochkomplexe Hauptstraße zurückzufinden.) Die breit angelegte historische Einleitung zu Auf- und Abstieg, die auf diesen 20seitigen Exkurs folgt, verlässt die Hauptargumentationslinie weniger und macht aufgrund der Analyse frühgeschichtlicher Mythen (Bibel, Platon, Hesiod) den Abschnitt zur Mystik ex post zu einem weniger erratischen Block, zumal das Integrieren langer Exkurse L e m a n s k i s Darstellungstechnik zu entsprechen scheint. So widmet er sich auf 20 Seiten Wegmetaphern in der attischen Philosophie, Platons Höhlen- und Sonnengleichnis und der neueren Platonforschung; daran schließen sich Ausführungen zur Wirkungsgeschichte (Hellenismus und Spätantike) und ein Exkurs zur Emanation (von der Spätantike bis zu Joseph Ratzinger).

Das Dionysius-Corpus wurde aufgrund seiner Inhalte wiederholt „Summa der dionysischen Theologie“ genannt, die L e m a n s k i zunächst – getrennt nach Auf- und Abstieg – einer makro- und dann einer mikroskopischen Untersuchung unterzieht, um schließlich Verbindungslinien zu Emanationstheorien, zur Kosmologie, Lichtmetaphysik, Hierarchie und Erkenntnislehre herzustellen. Er analysiert gemäß positiver und negativer Theologie und wendet sich in weiterer Folge der Geschichte der Induktion zu. Im Unterschied zu Fichte und David Hume, dem „Urvater der Induktion“, verwendet Dionysius den Begriff nicht, setzt sich aber nach L e m a n s k i sehr wohl mit dem Thema auseinander. Um diesen Nachweis zu führen, beginnt er mit einem Exkurs zur Induktionsgeschichte, um dann zu erläutern, wie und auf welchen Zwischenstufen Dionysius' Methodik verlorengehen konnte; insbesondere Francis Bacon und Giordano Bruno spielen dabei eine nicht unwesentliche Rolle.

Am Beginn des großen Teils zum System bei Fichte, d. i. beinahe schon im letzten Drittel des Buches, bezeichnet L e m a n s k i den Einfluss des Dionysios auf Fichte als nicht nachweisbar, wohl aber auf Johann Joachim Spalding, Johann August Ernesti und Ernst Platner, auf Autoren also, die Fichte rezipiert hat. Überdies kommt Wegmetaphern bei Immanuel Kant und Friedrich Heinrich Jacobi nicht unerhebliche Bedeutung zu. Zum Zeitpunkt von Fichtes Systemvollendung (1804) sind Auf- und Abstieg fest als Methodenbezeichnungen in der klassischen Deutschen Philosophie verankert, was L e m a n s k i an Schelling und Hegel erläutert, bevor er sich einer makro- und mikroskopischen Analyse Fichtes zuwendet und schließlich den Systemcharakter reflektiert, der eine perspektivische Lesung erfordert.

Nach 250 Seiten kommt der Verf. zu dem Schluss, dass eine Begriffsgeschichte der Termini *bottom-up* und *top-down* noch nicht geschrieben ist; aus seinen eigenen Beobachtungen leitet er ab, dass die Begriffe seit dem späten 19. Jh. in Verwendung sind. Eine Kontinuität des Vokabulars lässt sich nicht nachweisen, was einer Verwendung aber nicht entgegensteht, da mit diesen Begriffen das Gewünschte abgebildet wird. Dabei sei zu klären, ob es sich um Begriffe oder um Metaphern handelt; L e m a n s k i gelangt zu dem Ergebnis, dass mit Blumenberg diese Unterscheidung nicht eindeutig zu treffen sei. Zur Vollendung von Summa und System bemerkt er, Aufstieg und Induktion seien ebenso eng verbunden wie Deduktion und Abstieg. In Gestalt eines Ausblicks postuliert er, dass selbst einseitige Wissenschaftstheorien des Induktivismus bzw. Deduktivismus im 20. und 21. Jh. in Wahrheit beide Aspekte in sich vereinen.

Sonja Schreiner

Stefan Weise (Hg.), *Hellenisti! Altgriechisch als Literatursprache im neuzeitlichen Europa*. Internationales Symposium an der Bergischen Universität Wuppertal vom 20. bis 21. November 2015. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017. (Palingenesia. 107.) 389 S. ISBN 978-3-515-11622-0; 3-515-11622-2

Kann Dichtung in altgriechischer Sprache, wenn sie in Mitteleuropa und in der Neuzeit entsteht, mehr sein als der spleenige Versuch, apartes Spezialwissen zum Besten zu geben? Dürfen solche Elaborate den Anspruch auf Relevanz in zeitgenössischen Belangen für sich reklamieren, oder kann man hinter ihnen überhaupt ein Streben danach vermuten, sich in die Diskurse ihrer Zeit einzuschreiben? Die Beiträge des Sammelbandes, die auf eine Tagung an der Universität Wuppertal im November 2015 zurückgehen, treten derartigen Zweifeln entschieden entgegen. Die Artikel sind in vier zeitlich-thematische Bereiche gegliedert: Am Beginn steht die Renaissance, die als eine Phase des Neubeginns und zugleich der Blüte aufgefasst wird und berechtigterweise mit fünf Aufsätzen den größten Anteil an Beiträgen auf sich vereint. Die folgende Epoche (Barock und Rokoko) wird in Verbindung mit der poetischen Stilrichtung der Anakreontik beleuchtet. Schwieriger ist es, das 19. Jh., in dem der Neuhumanismus die zweite Hochphase der Wiederbelebung des Griechischen in der Moderne bildet, auf einen Punkt zu bringen, insofern Ernstes und Heiteres in griechischer Sprache produziert wurde. Zwei epochen- und regionenübergreifende Beiträge schließen die Tagungsakten ab.

Der Hg. hat für die altgriechische Sprache der neuzeitlichen literarischen Produktion bereits in einem früheren Zeitschriftenaufsatz den passenden Begriff „Neualt griechisch“ geprägt und damit einen befriedigenden Ersatz für das lange gängige, jedoch reduktionistische und leicht pejorative „Humanistengriechisch“ gefunden („Ελληνίδ’ αἴαν εἰσιδεῖν ἱμεῖρομα – Neualt griechische Literatur in Deutschland [Versuch eines Überblicks]“, A&A 62 [2016], 114–181). Im „Prooimion“ zum vorliegenden Band stellt W e i s e die wichtige Beobachtung heraus, dass es insbesondere vereinzelte Hauptakteure und deren sich meist aus den eigenen Schülern zusammensetzende Netzwerke sind, die als Träger und Multiplikatoren der griechischsprachigen Produktion in der Neuzeit fungieren.

Aus dem Beitrag von Stefan R h e i n („Philipp Melanchthon und seine griechischen Dichterschüler“) wird am wohl bedeutsamsten Beispiel deutlich, dass das literarische Schreiben in griechischer Sprache vorzugsweise im Kontext von Lehrer-Schüler-Verhältnissen floriert. Der Verf. zeigt auf, dass im Humanismus von Beginn an die philologische Auseinandersetzung mit der griechischen Sprache und Literatur einhergeht mit eigener literarischer Produktion in Griechisch. Klar ersichtlich wird ebenso die Synergie von Reformation und Humanismus, durch die auch die griechischen Studien gefördert wurden. R h e i n weist mit Recht darauf hin, dass neben dem Wittenberger Melanchthonkreis sich auch im institutionellen Rahmen der Leipziger Universität um Petrus Mosellanus und seine Studenten eine Lehrer-Schüler-Gruppe ausgebildet hat, in der die Poesie in griechischer Sprache mit der gräzistischen Philologie verbunden wurde. Diese Kreise sind von einem Geist der Weitergabe geprägt. Mancher Gelehrte vermittelt den kreativen Umgang mit der griechischen Sprache an seine Schüler, wie er ihn selbst in jungen Jahren von seinen Lehrern übernommen hat. Solche Netzwerke manifestieren sich nicht zuletzt in der gemeinschaftlichen Publikation von Gedichten der Mitglieder eines Zirkels. Besonders spannend ist R h e i n s Hinweis auf ein Empfehlungsschreiben Melanchthons für Garbitius, woraus erhellt, dass in akademischen Gutachten auch dichterische Leistungen als Belege der

Sprachkompetenz angeführt wurden (MBW Nr. 1951). Griechisch zu dichten diente somit auch ganz pragmatischen Zwecken, und humanistisches *self-fashioning* konnte durchaus auf *self-marketing* abzielen.

Niklas Holzberg („Livius und die *Vulgata* mit der Gräzität beschenkt. Olympia Moratas *Laus Q. Mucii Scaevolae* und die Paraphrase des 46. Psalms“) demonstriert an der *Laus Scaevolae* den scharfen Blick Olympia Moratas auf die ausgefeilte Erzählstruktur von Einzelpassagen im livianischen Geschichtswerk, mit dem es ihr gelingt, gegenüber dem Prätext eigenständige, die Profile der Charaktere als moralisch-patriotische *exempla* noch deutlicher herausstreichende Erweiterungen vorzunehmen. Diese sind auch sprachlich-stilistisch kunstvoll gestaltet. Moratas Psalmenparaphrase erweist sich als eine originelle Gattungskreuzung aus lyrischen Elementen in der Form und epischen in der Sprache.

Ein bisher von der Forschung gänzlich unbeachtetes Corpus rückt Paul A. Neuen dor f in den Blickpunkt („Griechische Versepesteln im 16. Jahrhundert. Johannes Clajus d.Ä. [1535–1592] an die Gelehrten seiner Zeit“). Wie der Verf. nach eigener Auskunft schon die Editoren des Melanchthon-Briefwechsels auf einen ihnen bis dahin noch unbekanntem Brief an den Reformator hinweisen konnte, so wird durch diesen Beitrag die Camerarius-Forschung um einen glücklichen Neufund bereichert. Neuen dor f zeigt überzeugend die Musterhaftigkeit der Versepesteln und ihre strukturierte Zusammenstellung. Bei aller Literarizität verdient es nicht weniger herausgestrichen zu werden, dass die für die Druckausgabe vereinten Versepesteln tatsächlich als Briefe verschickt worden waren und Clajus mit den in seinen Gedichten enthaltenen Klagen seine realweltlichen Absichten wirklich erreicht zu haben scheint, nämlich die Verzersetzung an einen anderen schulischen Wirkungsort.

An der Behandlung des Troja-Mythos legt Thomas Gärtner dar, inwiefern bei Lorenz Rhodoman die philologische Beschäftigung mit Quintus von Smyrna die eigene dichterische Produktion befruchtet („Der Troja-Mythos in den eigenen Dichtungen Lorenz Rhodomans“). Anhand der Widmungsrede zu einer Teilausgabe der *Posthomerica* verdeutlicht Gärtner, wie Rhodoman die mit dem Trojanischen Pferd angewandte Kriegstaktik der Griechen als positives strategisches Muster deutet, das der vergilisch-protrojanischen Position diametral entgegengesetzt ist. Anwendung kann dieser Kontrast bei der Beschreibung des Einsatzes ehemaliger Ilfelder Schüler im konfessionellen Konflikt zwischen einem hellenisch-deutschen Protestantismus und einem trojanisch-römischen Katholizismus finden. Hier würde der Rezensent den Verf. gerne fragen, ob sich zu dieser spannenden Beobachtung noch weitere Belege oder vergleichbare Denkfiguren in Rhodomans Werk finden lassen.

Walther Ludwig („*Scitis, quanto semper amore Graecarum rerum flagrem*. Motive für den Höhepunkt des humanistischen griechischen Dichtens um 1600“) zeigt auf, dass sich bei Martin Crusius neben der Vorstellung einer *translatio* des Griechischen von Hellas nach Deutschland ebenso wie bei Lorenz Rhodoman auch die Idee findet, wonach über das klassische Griechisch eine Kommunikation mit zeitgenössischen Griechen stattfinden könne. Rhodoman will vermittels der altgriechischen Sprache eine theologische Brücke zwischen Protestantismus und Orthodoxie herstellen und verbindet dies sogar mit der Hoffnung auf eine Vereinigung der beiden Kirchen.

Ludwigs abschließende Besprechung eines Epithalamiums von Nikolaus Reusner in anakreontischem Metrum ebnet einen fließenden Übergang zu der nächsten Epochensektion („Anakreontisches aus Barock und Rokoko“). Stefan Weise gelingt die Kontextualisierung neualt griechischer Poesie vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Diskurses am Beispiel eines Teegedichts von Johann Gottfried Herrichen („Dichten und Teetrinken. Zum ana-

kreontischen griechischen Teegedicht *De Thea herba* von Johann Gottfried Herrichen [1629–1705]“). Die Terminologie des Poems erinnert an vielen Stellen an die Fachsprache der Zeit. Den selbstbewussten Umgang des Autors mit antiken Modellen, der sich in verschiedenartigen Formen der Gattungskreuzung im Formalen und Sprachlichen und in Inhalt und Motivik manifestiert, erklärt Weise überzeugend mit der zeitlichen Nähe zur *Querelle des Anciens et des Modernes*. In dem Beitrag wird deutlich, dass griechische Dichtung der Frühen Neuzeit Literatur ihrer Zeit ist. Intertextualität entsteht nicht nur zu antiken Modellen, sondern auch zu neuzeitlichen – griechischen und lateinischen – Prätexten.

Eine besonders kunstvolle und geistreiche Form der Verwendung der altgriechischen Sprache präsentiert Regina Höschle anhand eines von ihr entdeckten Briefgedichts aus der Feder Richard Bruncks („Anakreon an sein deutsches *Alter Ego*. Bruncks Widmungsgedicht für Johann Wilhelm Ludwig Gleim“). In der fiktiven kommunikativen Konstellation dieses Werks apostrophiert Anakreon als Sprecher den deutschen Anakreontiker Gleim. Das griechische Gedicht nimmt insbesondere solche Elemente der *Carmina Anacreontea* auf, die Gleim gerne selbst in seiner ankreontischen Dichtung verwendet, so dass letztlich eine Rezeption der Anakreon-Rezeption Gleims, eine „Meta-Rezeption“, vorliegt.

Michael Hillgruber („Archäologie als Opferdienst. Das Hyperboreer-Gedicht Eduard Gerhards“) würdigt den Gründungsvater des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und zeigt, dass sich das noch heute verwendete Siegel des DAI aus einem griechischen Gedicht seines Archegeten herleitet. Das Hyperboreer-Gedicht (1826/1852), das in der Form einer verschlüsselnden mythologischen Erzählung eine literarische Umschreibung der von Deutschen betriebenen Archäologie im Mittelmeerraum bietet, liest sich als ein Zeugnis der religionswissenschaftlichen sowie der sprachgeschichtlichen Interessen innerhalb der Altertumswissenschaft im 19. Jh. – und sicherlich auch der in dieser Zeit wachsenden nationalen Identität.

Wie durch Ensemblebildung eine Verdichtung der Aussage von poetischen Werken erwirkt wird, erläutert Peter Witzmann („Der Hofrat und der Prinz. Karl August Böttigers *carmina Graeca* für den Prinzen Johann von Sachsen“). Diese griechischsprachige Poesie umfasst zu meist Genethliaka auf Mitglieder des sächsischen Königshauses, die zunächst anlassbezogen und einzeln veröffentlicht worden waren, schließlich jedoch von Karl Julius Sillig in einer Sammlung herausgegebenen wurden. Interessant ist es, bei Böttiger zu sehen, wie eine Dichtungsform, hier die Elegie in der Tradition Solons, auch im Kontext einer neuzeitlichen konstitutionellen Monarchie ihre politische Funktion erfüllen kann.

Von erstaunlich hoher literarischer Qualität und voll von originellem Witz sind die Satiren auf klassische Philologen, Katholiken, Kommunisten und materialistische Spekulanten, die der Gymnasialprofessor Julius Richter in den 1870er Jahren in der Form der aristophanischen und der Neuen Komödie verfertigt hat. Martin Holtermann („Von der Philologenzunft und anderem Ungeziefer. Zu den altgriechischen Komödien von Julius Richter [1816–1877]“) erklärt deren Konzipierung als Lesedramen aus der zeitgenössischen Aristophanes-Rezeption, die kaum Aufführungen der antiken Stücke kannte. Ebenso überzeugend ist die Beantwortung der Frage nach der Wahl der Sprache mit einem Hinweis auf die Adressatenorientierung und die Selbstautorisierungsstrategie des Satirikers, der sich durch sein sprachliches Können als hinreichend kompetent präsentiert, um Kritik an den Kollegen vorbringen zu können.

Filippomaria Ponnani erweitert mit seiner Übersicht über die griechischsprachige Literatur in Italien („*Graeca per Italiae fines*. Greek poetry in Italy from Poliziano to the present“) den Blickwinkel des Sammelbandes um die internationale Perspektive. Hierbei zeigt er beginnend beim Ursprung des neuzeitlichen Interesses an der griechischen Sprache im Florenz des

15. Jh. und endend mit Walter Lapinis satirischer Reflexion der bildungspolitischen Diskussion unter Matteo Renzi kulturgeschichtliche Entwicklungslinien auf, an denen sich die literarische Produktion ausrichtet. Auf einen quantitativ äußerst gewichtigen Bereich der griechischen Gelegenheitsdichtung weist P o n t a n i hin, wenn er auf die als Paratexte zu Drucken fungierenden Einleitungsepigramme eingeht, die sich seit dem Ende des 15. Jh. nicht nur in Italien großer Beliebtheit erfreuten. Bereits bei Poliziano wird deutlich, wie die antike poetische Tradition, etwa die hellenistische Epigrammatik, mit spätantiken Modellen (z. B. Gregor von Nazianz, Nonnos von Panopolis) zusammengeführt und zugleich erweitert wird, so dass eine neue, christliche Dichtung entsteht. P o n t a n i s überregionale Betrachtung macht ferner deutlich, dass es sich bei der griechischsprachigen Dichtung des konfessionellen Zeitalters weitgehend um ein Phänomen des Protestantismus und um eine bildungsgeschichtliche Konsequenz des *Sola-scriptura*-Grundsatzes handelt.

Janika P ä l l gibt einen auf klaren definitorischen Abgrenzungen basierenden Überblick über Bestand, Formen und Funktionen der griechischen pindarischen Dichtung in Europa („The Transfer of Greek Pindaric Ode from Italy to the Northern Shores: From Robortello to Vogelmann and further“). Gerade dieser abschließende Beitrag liefert einen äußerst wertvollen Ausgangspunkt für eine weiterführende, komparatistische Einordnung der altgriechischen Dichtung der Neuzeit. Da die Pindarische Ode in den beiden alten Sprachen und in den sich entwickelnden Literaturen der Volkssprachen gepflegt wurde, bildet diese Gattung einen bestens geeigneten Untersuchungsgegenstand, um der Frage nach der Interaktion mit, aber auch nach möglichen Differenzen zu der zeitgenössischen Dichtung nachzugehen.

Hilfreiche Indices schließen das insgesamt mit größter Sorgfalt redigierte Buch ab. Eine besondere Leistung des Bandes besteht nicht zuletzt darin, dass er uns mit seinen zahlreichen kritischen Ausgaben und Übersetzungen von Einzelwerken eine große Anzahl von Texten teils deutlich leichter, teils überhaupt erst zugänglich macht.

Die Tagungsakten geben wichtige Impulse zur Erforschung weiterer Autoren, die Erwähnung finden, jedoch nicht in eigenen Beiträgen vertieft werden konnten. Hierunter zählen Joachim Camerarius und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Neben der Dichtung verspricht auch die Prosaschriftstellerei, die in der vorliegenden Sammlung zurücktritt, spannende Funde. Insbesondere der Blick über den nationalen Tellerrand hinaus bietet einen Zugang zu bisher unbetretenen Wegen. Die Beiträge, die auf den deutschen Raum konzentriert sind, lassen mit Spannung erwarten, welche literarischen Schätze im europäischen Ausland noch zu heben sind.

Ist man mit der Lektüre am Ende des Bandes angelangt, ist deutlich geworden, dass die altgriechische Literatur der Neuzeit mit Sicherheit über den Verdacht des literarischen Anachronismus erhaben ist. Ihre Werke stellen keine formalistischen Stilübungen, sondern Produkte ihrer Zeit dar. Es mag sein, dass sich die tatsächliche Rezeption auf einen überschaubaren Kreis von Gelehrten beschränkte. Jedoch sind es meist sehr bedeutsame Persönlichkeiten im kulturellen Leben der jeweiligen Epoche, die griechisch gedichtet haben oder an die griechische Werke adressiert wurden. In allen untersuchten Fällen haben sich die „neualt-griechischen“ Werke als Träger zeitgenössischer Diskurse erwiesen. Die Bedeutsamkeit dieses bisher weitgehend unterbelichteten Zweiges der neuzeitlichen Literatur in aller Deutlichkeit aufgezeigt zu haben, ist das große Verdienst des vorliegenden Tagungsbandes.

Jochen Schultheiß

Erin K. M o o d i e, *Plautus' Poenulus. A Student Commentary*. Ann Arbor 2015. (Michigan Classical Commentaries.) XII + 223 S. ISBN 978-0-472-11970-7 (hardcover); 978-0-472-03642-4 (paper)

In diesem als Kommentar für Studierende konzipierten Buch bietet Erin M o o d i e, Assistenzprofessorin an der Purdue University, nach einer Introduction (1) den Text des *Poenulus* (45), anschließend den Kommentar (85), eine umfangreiche Bibliographie (207) und einen Sachindex (217).

Die ausführliche Einleitung umfasst Kapitel zum römischen Theater (kurze Geschichte mit Zeittafel; zum Wesen der *fabula palliata* und zu den italischen Einflüssen auf dieses Genus; zum Aufführungskontext; die Personen: Dichter-Schauspieler-Zuhörerschaft; die Aufführung selbst: Masken, Kostüme etc.; Nachrichten über unseren Dichter) und speziell zum *Poenulus* (20: Titel und Handlung; historischer Kontext mit besonderem Gewicht auf der Beziehung Roms zu Karthago; Datierung). An der Darstellung, die sich auf die wesentliche einschlägige Literatur stützt, ist kaum etwas auszusetzen. Alexis ist aber Vertreter der Mittleren Komödie, nicht der Nea (2; immerhin gilt er als ‚Lehrer‘ Menanders). Ein weiteres, für den Anfänger wichtiges Kapitel betrifft das Latein des Plautus (26): archaische Formen und Syntax, besondere Konstruktionen; Kolloquialismus; obendrein Griechisch und Punisch. Auch das Kapitel zu Musik und Metrik (31) gibt eine brauchbare Übersicht, wenn auch ein Anfänger die komplexen Phänomene kaum ohne Hilfe auf den Text applizieren kann. Das Kapitel „Manuscript Tradition“ bringt die wichtigen Daten; Marcus Deuferts „Textgeschichte und Rezeption der plautinischen Komödien im Altertum“ (Berlin etc. 2002) wäre jedoch einzuarbeiten gewesen. Anm. 139 (40) wird die Palimpsestierung des Ambrosianus ins 8./9. Jh. verlegt (die *scriptura superior* fällt aber ins 6. Jh.: Lowe, *CLA* III 345). Abschließend (41) werden verschiedene Interpretationsmodelle (Performance Criticism; Metatheater and Pretense Disruption) besprochen.

In der Textausgabe (es wird keine englische Übersetzung geboten, wie dies etwa in der verwandten Reihe von Aris & Phillips geschieht) orientiert sich M o o d i e vor allem an Leos Edition, eine erfreuliche Wahl. Schreibfehler finden sich hier nicht, doch lassen sich zumindest drei Verse (980, 1108, 1290) durch verunglückte Konjekturen nicht mehr skandieren (dazu im Detail unten). Leider muss die Verwendbarkeit des Textes für den Anfänger bezweifelt werden, wenn man korrektes Lesen anstrebt. Im vorliegenden Text wird – im Gegensatz zu Leos Ausgabe – außer eingezeichneten Hiaten keine Hilfe geboten. Ich würde dringend dazu raten, die ‚Versbetonungen‘ trotz aller Vorbehalte gegen die Annahme eines Versikts anzugeben, wie dies etwa in MacLennan-Stockert, *Aulularia* (Liverpool 2016) geschieht. Denn nach meiner Erfahrung bereitet die plautinische Prosodie sogar manchem Universitätsprofessor unüberwindliche Schwierigkeiten.

Der Kommentar ist für den Anfänger gut gestaltet. Bei Sachfragen ist er oft sehr ausführlich (dies kommt auch einem ‚General Reader‘ entgegen): z. B. zum Prolog; zu 191 *Aphrodisia*; 210ff. über die Frauen in der plautinischen Komödie; 504ff. zum ‚Chor‘ der *advocati*; 930ff. zur ‚punischen Passage‘. Zuviel Platz nehmen nach meinem Geschmack die ‚sexuellen Anspielungen‘ ein (z. B. 63, 215, 280, 349, 477 und 566), wenngleich es sich um einen heutzutage beliebten Interpretationsansatz handelt. Ansonsten konzentriert sich M o o d i e zu Recht auf Erklärungen zu schwierigen Wörtern und zu den oft vom Klassischen Latein abweichenden Formen und Konstruktionen, macht aber wenige Angaben zur Metrik, zu der nur manchmal Hinweise auftauchen, so dass der Anfänger hier auf die Hilfe seiner Lehrkraft angewiesen ist.

In der Bibliographie liegt eine Trennung von „Editions“ und „Secondary Scholarship“ vor, die aber nicht immer durchgehalten wird, z. B. finden sich Ritschls „Opuscula“ und Zwielerins Bücher zum *Curculio* und *Poenulus* unter den Editionen, während die kommentierten Ausgaben von Christenson zum *Amphitruo* und von Goldberg zur *Hecyra* unter der Spezialliteratur stehen. Erstaunlicherweise fehlt J. N. Adams' Buch „The Latin Sexual Vocabulary“; Festus wird jetzt nicht mehr nach Müller, sondern nach Lindsay zitiert.

Das Buch ist insgesamt für den Anfänger gut geeignet, vielleicht auch im deutschen Raum, wo Englisch eine immer größere Rolle spielt und gute Kommentare vielfach abgehen.

Im Interesse einer möglichen Korrektur für eine Neuauflage sei hier noch auf (teilweise wohl kleinlich anmutende) Details eingegangen:

Zum **T e x t**: Arg. 6 kein Hiatus; v. 16 Welshs Konjektur *facesse* fügt sich nicht gut in den Kontext ein (Lücke bei Leo); 43 Hiatus nach *imperio*; 279 ist wohl kein Hiatus anzusetzen; 295 Hiatus nach *sum*; 328 kein Hiatus, wenn man wie Moodie <*ullum*> ergänzt; 1047 kein Hiatus nach *me*; skandiere *sī | itāst*; 1054 *nam | haud*; 1256 Mitteldihaerese; 1274 kein Hiatus; es ist *di deāequ(e)* zu lesen; 1290 <*eam*> ist unrichtig eingesetzt (*itā rēplēbo ē(am) ātritate!*).

Zum **K o m m e n t a r**: 107 *quisque* gehört erklärt; 108 *postibi* deutet auf sexuellen Kontakt hin, befremdend bei Hannos Suche nach seinen Töchtern, also wohl ein ‚plautinisches Licht‘; 138 *es(s)* ist immer lang; 210ff. fehlt der Hinweis, dass es sich um ein Canticum handelt. Vielleicht sollte für die lange Szene mit den ‚Schwestern als *meretrices*‘ die alte Kontaminationsthese zumindest besprochen werden, die ähnlich wie beim *Miles* in Misscredit geraten ist; 272 *propudium* muss erklärt werden; 316 ist metrisch schwierig (vielleicht *ūt quīdēm t(u) hūiūs ōcūlōs*); 449ff. Hier hätte man *Lycus* vielleicht kurz vorstellen können (vgl. aber 88); 484f. *tam ... quam* keine Tmesis; 567–75 würde ich mit Leo streichen; 625 seltene Synkope *ist(i)c*; 646 *diripiundum* ist natürlich kein Supinum; 902 *inde*, nicht *ind'*; 972 *aliquā* Adverb („irgendwie“); 1055 *omnes!* (1. Pl. *omnīs* ist vielleicht möglich, doch sicher nicht zu konjizieren); 1108 vielleicht Hiatus nach *callidum* (im „Locus Jacobsohn“).

Walter Stockert

Elisabeth Hollmann, Die plautinischen Prologe und ihre Funktion. Zur Konstruktion von Spannung und Komik in den Komödien des Plautus. Berlin: de Gruyter 2016. (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft. Beihefte. Neue Folge. 7.) VIII + 288 S. ISBN 978-3-11-047086-4

Dieses Buch, die erste Gesamtdarstellung des Themas seit Karlhans Abels bekanntem Buch „Die Plautusprologe“ (Mülheim 1955), ist die leicht überarbeitete Fassung einer Bamberger Dissertation, die unter der Ägide von Markus Schauer entstanden ist.

Nach einer Einleitung werden im zentralen Teil über die Dramaturgie der Prologe deren äußere Gestalt (20), die Verhandlung der Illusion (41) sowie die Interaktion von Spannung und Komik (117) besprochen. In vier Beispielanalysen wird die Probe aufs Exempel gemacht (195). Eine umfangreiche Bibliographie (261) und zwei Indices (Sachen und Stellen) runden das insgesamt gut gelungene Werk ab.

Die Einleitung führt nach einem Überblick zur einschlägigen Forschung in die Thematik des Buches ein. Sie konzentriert sich auf den funktionalen Zusammenhang zwischen Prolog und Drama auf zwei Ebenen: der Verhandlung der Bühnenillusion sowie der Grundlegung von

Spannung und Komik. Die Prologsprecher vermitteln das innere Kommunikationssystem, die Bühnenwelt, und machen zugleich die Theaterillusion bewusst (12).

Im Kapitel über die Dramaturgie der Prologe (20) bespricht Hollmann zuerst deren äußere Gestalt: Position der Prologe (Initial- oder Nachstellung; die Klassifikation des *Amphitruo*-Prologes als „aufgespaltenen Prolog“ will dem Rez. nicht so recht einleuchten; die zwei Monologe des Merkur [463ff.] und des Jupiter [861ff.] haben insbesondere die Funktion, dem Schicksal Alcumenas die tragische Note zu nehmen); monologische vs. dialogische Form (letztere nur im *Trinummus*); Sprecher (göttliche und menschliche Sprecher, reine Prologi). Natürlich gibt es auch eine Reihe von Dramen ohne Prolog, z. B. den *Curculio* und den *Epidicus*. Hier weist Hollmann auch auf den Sonderfall der *Cistellaria* hin, wo zuerst die alte Kuppplerin dem Publikum ihr Wissen über die Pseudoheäre Selenium mitteilt und anschließend Auxilium in witziger Auseinandersetzung mit der Alten das nötige Basiswissen nachreicht. Originell ist hier Hollmanns Beobachtung, dass die Gottheit v. a. Formal-Stilistisches kritisiert (wenn *plane*, 147 und 149, dies wirklich hergibt; vgl. auch 56; leider war mein Kommentar zur *Cistellaria* [München 2012] der Autorin nicht bekannt). 38ff. wird das strittige Thema des (möglichen) Einflusses des Prologgottes auf die Handlung diskutiert, wie dies für den *Dyskolos* Menanders von Walther Ludwig (Die plautinische *Cistellaria* und das Verhältnis von Gott und Handlung bei Menander, in: Ménandre. Entretiens Hardt 16 [1970], 43ff.) konstatiert wurde. In der *Aulularia*, wie sie uns vorliegt, ist eine Fürsorge des Laren freilich nur im Prolog greifbar; im Fall der *Cistellaria*, die jedenfalls nach Menander gearbeitet ist, kann solch ein Eingreifen des Prologgottes allenfalls für das Vorbild, die *Synaristosai*, angenommen werden.

Der erste Hauptpunkt des Buches betrifft die Illusion (41). Der Zuseher muss durch die Vermittlung des Prologs in die Parallelwelt des Dramas, dessen Raum, Zeit und Personal eingeführt werden. Das eigentliche Argumentum mit den Voraussetzungen der Handlung steht in der Regel im Zentrum des Prologes. Dazu treten Partien von direktem Kontakt des Sprechers mit dem Publikum und abschließend die Einführung in die erste Szene. Die recht freie Behandlung der Zeit wird schön dargestellt (47); Vorausdeutungen über den Verlauf der Handlung sind den Göttern und den allwissenden, reinen Spielleitern (Prologi) vorbehalten (der Sonderfall im *Miles*, vv. 147ff., wird überzeugend dargestellt; vgl. auch 243ff.). Bezüglich des Raumes werden die bekannten Tatsachen der einfachen plautinischen Bühne abgehandelt, die Mischung von griechischen und römischen Elementen mit Recht betont (trefflich Gratwicks Bezeichnung *civitas Graeco-Romana Plautinopolis*). Mit der Exposition der Figuren (72) führt der Prolog tiefer in die Handlung ein. In der Regel werden nur ganz wenige Namen gegeben und nur, wo es nötig ist (z. B. in den *Captivi*), ausführlichere Angaben gemacht. Die Wertung der Figuren, so Hollmann ganz überzeugend, erfolgt nach dem komödienspezifischen Wertesystem, wo in der Regel Liebe (junger Menschen) und Schlaueit (Intrigensklaven!) positiv besetzt sind. Gut erscheint die paradoxe Wertung Cleustras in der *Casina* getroffen, die, obwohl an sich eine (‚böse‘) *uxor dotata*, doch mit der Solidarität der Zuschauer gegenüber ihrem untreuen Mann rechnen kann.

Ein besonders wichtiger Punkt ist die Bewusstmachung der Illusion (87): Die Prologsprecher äußern sich in der Regel metatheatralisch, d. h. sie machen die Theatersituation in der direkten Kommunikation mit dem Publikum bewusst. Dabei kann sich der Sprecher ausdrücklich auf seinen Doppelstatus als Schauspieler und Theaterfigur beziehen (besonders eindrucksvoll *Merc. 2 et argumentum et meos amores eloquar*). Wir finden hier regelmäßig auch Bezüge auf das Theater, den Dichter und auf sein Werk. Die eigentlichen *argumenta* sind in

der Regel frei von metatheatralischen Aussagen; sie sind durchwegs in einfacher, verständlicher Sprache gehalten, wie Hollmann betont.

Im Kapitel Spannung und Komik (117) werden die beiden zentralen Aspekte behandelt. Richtig wird zwischen einer kognitiven („Wissen-wollen“) und einer emotionalen Spannung, also der empathischen Beziehung des Rezipienten zu der Figur/den Figuren unterschieden. Hollmann betont ganz zu Recht, dass Empathie im Prinzip die geschlossene Illusion erfordert. Die Spannungsbögen, d. h. die offenen Fragen, die sich für den Rezipienten ergeben, können ganz kurz sein (sich also einfach auf die anschließende Szene beziehen) oder ein ganzes Drama umspannen wie die „Liebesgeschichte“ der *Aulularia* oder die Befreiungsintrige des *Miles*. Völlig Überraschendes (wie etwa das Auftauchen des räuberischen Sklaven am Ende der *Captivi*) bleibt die Ausnahme.

Zum Thema ‚Komik‘ (133) werden im Anschluss an Gudrun Sander-Piepers bekanntes Buch „Das Komische bei Plautus“ (Berlin etc. 2007) die diversen Theorien des Komischen abgehandelt. Die „Inkongruenz-Theorie“ legt das Gewicht auf Unzulänglichkeiten, die zu Komik aufgrund der Darbietung (Sprache/Physis) und des Dargebotenen (Figur/Situation) führen; hierher sind u. a. die zahlreichen plautinischen Wortwitze zu zählen. Wichtiger ist für Hollmanns Ausführungen die „Unzulänglichkeits-“/bzw. die „Überlegenheitstheorie“: Hier entstehen Effekte der Komik v. a. bei einer Wissensdifferenz zwischen Figur und Publikum (hier spricht man von „komischer Ironie“). Von einer „Harmlosigkeitstheorie“ spricht man ferner im Sinne des Aristoteles, der betont hat, dass Komödien keinen katastrophalen Ausgang haben dürfen. Aspekte dieser drei Theorien gehen natürlich Hand in Hand: Euclio in seinem merkwürdigen, hysterischen Verhalten ist ein Beispiel für die beiden ersten Theorien, doch gerade der (für Euclio existenzbedrohende) Schatzverlust führt zu einem Happy End.

Ein von Hollmann anscheinend neu ins Zentrum gerückter Aspekt ist die „Spannung auf Komik“ (145), die auch als vom Prologsprecher initiierte Vorfreude auf eine lustige, spannende Entwicklung definiert werden kann. Als Beispiele nennt Hollmann den Punier Hanno im *Poenulus*, dessen Charakteristik allerhand Komik erwarten lässt (vgl. auch 169ff.) und die Vorfreude auf die Intrigen im *Miles*.

Der Prolog hat insgesamt die Funktion der Vorbereitung von Spannung und Komik, wie Hollmann nochmals kurz ausführt (150). Bezüglich der Spannung verweist sie auf ein weites Spektrum vom einheitlichen Fokus der *Menaechmi* auf die Brudersuche bis hin zu den zahlreichen offenen Fragen des *Poenulus* (Anagnorisis aller Hauptfiguren; Liebesgeschichte). Atemlose Spannung ist eher nicht die Sache der plautinischen Komödien. Die Komik ist zum Teil auf der Metaebene angesiedelt, zum Teil ergibt sie sich durch Informationen zum „inneren Kommunikationssystem“ (die z. B. in der *Aulularia* zum überlegenen Wissen der Zuseher führen). Abschließend wird der Prolog selbst als „komischer/spannender Text“ (176) vorgestellt. Alle Prologe (die *Aulularia* ausgenommen) sind reich an Komik. Subjekt und Initiator von Komik ist etwa Merkur im *Amphitruo*, während Charinus im *Mercator* eher eine komische Selbstdarstellung bietet und damit zum Objekt von Komik wird.

Die vier Beispielanalysen zu *Captivi* (195), *Aulularia* (215), *Mercator* (232) und *Miles* (243) sind durchwegs anregende Lektüre und bieten die Probe aufs Exempel: Hollmann betont richtig, dass der Lar im Prolog der *Aulularia* Spannung in ein komisches Stück bringt. Hier liegt das Gewicht der Einführung, wie im Drama selbst, ganz auf der Gestalt des Euclio (219f. präsentiert Hollmann kurz die bekannte „Euclio-Frage“). Der Lar fungiert als moralische Instanz und entwirft im Sinne der Gerechtigkeit einen zweisträngigen Plan zur Rettung seiner Verehrerin Phaedrium, den er mit *facillus* (27 und 33) markiert. Die Spannung ergibt

sich natürlich dadurch, dass man sich fragen muss, wie solch ein Plan beim Charakter Euclios aufgehen soll. Hollmann betont richtig, dass man aufgrund des Prologs eher eine Liebeshandlung erwartet, die aber dann fast Beiwerk ist. Manches dürfte hier auf Änderungen gegenüber dem griechischem Original zurückgehen, wie vielfach betont wurde (v. a. von Walther Ludwig und Adolf Primmer; vgl. jetzt auch MacLennan-Stockert, *Aulularia*, Liverpool 2016, 32ff.). Hollmann hat diese möglichen Änderungen durch Plautus (vgl. auch die *Cistellaria*) wohl aus methodischen Gründen ausgespart (dazu s. o.).

Zu den *Captivi*, wo die Unwissenheit der Figuren bezüglich der exzeptionellen, ja tragischen Konfiguration im Zentrum der Prologaussage steht, zeigt Hollmann an sich richtig, wie ein überraschendes Ereignis (die Überführung des Tyndarus) den Erfolg einer Intrige zu-nichtemachen und die Handlung ins Tragische kippen lassen kann. Hier liegt zudem die besondere Handlungsvariante vor, dass die schon im Prolog implizit angekündigte Anagnorisis nur durch eine überraschend eingeführte Nebenfigur (den Sklaven, der Tyndarus einst entführte) ermöglicht wird.

Das Buch ist insgesamt gut lesbar und überzeugend argumentiert. Ein paar Kritikpunkte seien aber gestattet: Die neuen „Editiones Sarsinates“ werden (mit Ausnahme von Mondas Ausgabe der Fragmente) nicht herangezogen, sondern einzig Lindsays an sich bewährter Text; *Cist.* 120ff. etwa sollte die Umstellung von 126ff. nach 122 zumindest erwogen werden (vgl. Hollmann, Anm. 90; dazu Stockert [2012], 125ff.); auch *Cist.* 87f. gibt es eine gleichwertige Textvariante. Hollmann verwendet (passim) das nur im Paratext überlieferte PHAEDRIA für Euclios Tochter; PHAEDRIVM kommt allenfalls in Frage, wenn das Mädchen nicht überhaupt namenlos war (s. Stockert 1983, 34). 70: Plautus' Komödien sind nicht für den Leser gedacht (255 spricht Hollmann von einer „leserlenkende(n) Aufgabe“); 79: Die Vergewaltigung freigeborener Frauen ist für Plautus kein „Kavaliersdelikt“ (Demipho in der *Cistellaria* macht sich blitzschnell aus dem Staub); solches gehört nur zu den traditionellen Voraussetzungen einer Anagnorishandlung in *Nea* und *Palliata*; 81: Vielleicht war *Auxilium* (griech. Boetheia?) in den *Synaristosai* „moralische Instanz“ (vgl. Ludwig, s. o.). 189: Zur Interpretation von *pedibus perfugium peperit* (*Cist.* 161) vgl. Stockert, *Cistellaria* (2012), 138.

Das Buch weist gelegentlich Druckfehler und stilistische Ungereimtheiten auf, von denen die meisten aber nicht wirklich stören. Erwähnt seien nur 66: *gentium*, nicht *genitum*; 158: Megador, nicht Megaronides; 160: Palästra, nicht Phaedria (*immo* Phaedrium).

Walter Stockert

Martin Stöckinger, Vergils Gaben. Materialität, Reziprozität und Poetik in den *Eklogen* und der *Aeneis*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH 2016. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. 148.) 281 S. ISBN 978-3-8253-6462-5; ISSN 0067-8201

Das vorliegende Buch von Martin Stöckinger ist dessen geringfügig überarbeitete Dissertation, die 2014 an der Universität Heidelberg abgeschlossen wurde. Der Autor geht darin der interessanten Frage nach, inwieweit sich kulturwissenschaftliche Ansätze, konkret: gaben-theoretische Fragestellungen, für literaturwissenschaftliche Betrachtungen fruchtbar machen lassen, d. h. lassen sich aus der Kategorisierung der unterschiedlichen Arten von Gaben in Vergils Werk neue Erkenntnisse über die Poetik des Dichters ableiten. Diese Themensetzung skizziert der Autor in der Einleitung (1–27), verbunden mit einer kurzen Präsentation der modernen

Forschungsliteratur zur Gabentheorie und einer Erörterung seiner Methode, einer Kombination aus kulturwissenschaftlicher Betrachtungsweise und einer inter- und intratextuellen literarischen Interpretation. Genau diese Verbindung, in der die werkimmanente Deutung stets präsent ist und durch die kulturwissenschaftliche nur ergänzt bzw. in dieser reflektiert wird, macht – das sei vorweg festgestellt – die eigentliche Stärke des Buches aus. In der Einleitung findet sich schließlich ein Exkurs über die *Georgica*, die in der eigentlichen Abhandlung unberücksichtigt bleiben, weil in diesem Werk kein einziger materieller geschenkter Gegenstand begegnet. Ganz zutreffend scheint mir dieses Ausschlusskriterium nicht zu sein, denn der Tempel, den Vergil Octavian mit der Darstellung von dessen Taten im Proömium zum dritten Buch verspricht, ist als Symbol für Vergils Dichtung in seiner Fiktion nicht immaterieller als etwa die Blumen, die Corydon Alexis darbringen will und die dort ebenfalls Symbol für das Lied, die Dichtung, sind. Das dürfte auch Stöckinger bewusst gewesen sein, weshalb er die literarische Funktion dieses Tempels doch in dem Exkurs kurz diskutiert.

Das erste Hauptkapitel (29–89: Gaben und Gesänge in den Eklogen) widmet sich einer Interpretation der *Eklogen* 2 und 3, anhand derer der Verf. sehr schön die Wechselwirkung zwischen materiellen Gaben und Liedern zeigen kann. Besonders gut gelungen scheint mir die Behandlung der zweiten *Ekloge*, in der sich die von Corydon imaginierten Gaben des Geschenkecatalogs (Blumengebinde, Früchte usw.) alle als Symbol des bukolischen Liedes erweisen. Richtig interpretiert Stöckinger ferner das scheinbar offene Ende des Liedes mit Verweis auf die Imperfeka (zu ergänzen wäre das Adverb *assidue!*) in den Einleitungsversen (1–5), die das Lied des Corydon in auktorialer Weise kommentieren, dahingehend, dass sich Corydon, anders als der Polyphem Theokrits, nicht von seiner Liebe zu Alexis zu lösen vermag. Da gerade diese Frage in der jüngeren Forschungsliteratur kontrovers diskutiert wurde – die Meinungen reichen von einer Befreiung durch das Lied oder die epikureische bzw. sogar platonische Philosophie (G. Stroppini de Focara, *Virgile et l'Amour: Les Bucoliques*, Orizons 2010) über ein offenes Ende (Th. Hubbard, *Allusive Artistry and Vergil's Revisionary Program: Eclogues 1–3*, in: K. Volk, *Oxford Readings in Classical Studies: Vergil's Eclogues*, Oxford 2008) bis hin zur Negierung einer Befreiung (E. A. Schmidt, *Bukolische Leidenschaft oder Über antike Hirtenpoesie*, Frankfurt a. M. 1987) –, wäre allerdings eine kurze Diskussion der unterschiedlichen Standpunkte an dieser Stelle wünschenswert gewesen.

In dem zweiten Großkapitel (91–162: Gaben und Erzählungen in der *Aeneis*) überprüft Stöckinger die aus den *Eklogen* gewonnenen Ergebnisse an Vergils Epos. Dieser Abschnitt ist in zwei Unterkapitel gegliedert, deren erstes den Erzählungen im System der Gastfreundschaft gewidmet ist (91–120). Konkret geht es um den Bericht des Aeneas über seine eigenen Erlebnisse vor Dido in *Aen.* 2 und 3 und um die Erzählung Euanders über Hercules vor Aeneas in *Aen.* 8. Hier kann Stöckinger die These von St. Reece aus dem Jahr 1993 bezüglich der metadiegetischen Erzählung des Odysseus vor den Phäaken modifizieren: Während Odysseus zwar ohne ökonomisches Kapital, jedoch ausgestattet mit symbolischem, d. h. mit sozialem Kapital, zu Antinoos kommt, durch seine Erzählung dieses Kapital noch mehr und von Antinoos zusätzliches ökonomisches in Form von Geschenken erhält, ist in *Aen.* 2 und 3 das Zirkulieren der Leistungen der Gastfreundschaft nicht Ausdruck sozialer Beziehungen, sondern durch das Zirkulieren der Schätze und der Erzählung des Aeneas werden soziale und intime Bindungen erst hergestellt. Auch ist Odysseus nicht bereit, seine Erzählung zu wiederholen, während Aeneas Dido mehrfach von seinen Erlebnissen berichtet und in *Aen.* 8 die Erzählung Euanders durch den Inhalt des Hymnus der Salier gedoppelt wird: Nach Stöckinger sei diese Doppelung dadurch zu erklären, dass Aeneas eindringlich in der Gestalt des Hercules bei

entsprechender Leistung (Sieg über Mezentius und Turnus) sein eigenes künftiges Schicksal der Vergöttlichung vor Augen geführt werde. Diese Erklärung ist richtig, bedarf allerdings noch einer Ergänzung, die die Verbindung zu der Doppelung der Erzählung des Aeneas vor Dido herstellt und mit der unterschiedlichen inneren Haltung des Protagonisten in den beiden Werkhälften zusammenzuhängen scheint. In der ersten Hälfte hat Aeneas seine Aufgabe innerlich noch nicht zur Gänze akzeptiert, weshalb er Traumerscheinungen und Prophezeiungen zum Teil missversteht und einige besonders wichtige nicht einmal in seiner reflektierenden Erzählung in voller Tragweite wahrnimmt. Umso dramatischer sind die Folgen, wenn Aeneas Dido nicht nur einmal, sondern sogar mehrmals etwa von der Prophezeiung Creusas berichtet, dass ihm in Italien, also nicht in Karthago, eine neue Gattin und ein Königreich bestimmt seien, und trotzdem beide ihrer Liebe nachgeben. In der zweiten Hälfte dagegen ist Aeneas für seine Aufgabe bereit, deutet daher alle göttlichen Erscheinungen und indirekten Vorverweise richtig. So versteht er als einziger sofort die Botschaft des Waffenprodigiums, das ebenfalls noch bei Euander stattfindet, indem er den bevorstehenden Krieg, dem Beispiel des Hercules folgend, mit den Worten *ego poscor Olympo* (*Aen.* 8,533) auf sich nimmt.

Ging es in dem ersten Unterkapitel um die Frage, in welcher Form Erzählungen von Figuren als Äquivalent für konkrete Gaben dienen können, widmet sich das zweite (121–162) dem umgekehrten Aspekt, nämlich der Frage, ob Gaben bzw. Kunstgegenstände Auslöser von Erzählungen sein können. Hier versucht Stöckinger, einige unterschiedliche Kategorien herauszuarbeiten: Gegenstände, die vom Träger bzw. Besitzer bewusst zur Erinnerung eingesetzt werden und so eine Art von Mikroerzählung erzeugen (z. B. die Geschenke Andromaches an Aeneas); Gegenstände, die von Figuren nicht explizit als Erinnerungsträger eingesetzt werden, obwohl sie eine Geschichte besitzen, oder solche, die nur bei einigen Figuren Erinnerungen auslösen bzw. mehrere Vergangenheitsschichten besitzen (z. B. das Schwert, das Aeneas Dido schenkt und mit dem sie sich später den Tod gibt), schließlich Gegenstände, die aufgrund divergierender Deutungen durch den Geber und den Beschenkten schreckliche Folgen nach sich ziehen (z. B. das Trojanische Pferd). Die meisten der Beispiele sind gut gewählt, und deren Deutung ist einleuchtend, bei einigen jedoch scheint mir die Kategorisierung nicht ganz zutreffend bzw. Stöckingers Interpretation unvollständig zu sein. So nennt der Verfasser unter dem ersten Punkt das Tropaion, das Aeneas in Actium errichtet (*Aen.* 3,286–288), indem er im dortigen Apollotempel den Schild des Abbas weihet und mit einem Weiheepigramm versieht (*Aeneas haec de Danais victoribus arma*). Richtig verweist Stöckinger auf den Unterschied zu Hector in *Ilias* 7 (Aeneas erinnert mit dem Schild nur an sich als Verlierer, Hector dagegen an den Verlierer und sich selbst als Sieger) und deutet das Epigramm im Sinne von A. Barchiesi (*Il poeta e il principe*, Roma 1994, 7), den er allerdings nicht als Quelle zitiert (!), als Aufnahme von 1,1 (*arma virumque*), womit der Schild zum Sinnbild des gesamten Epos in Kleinstform wird. Diese Deutung ist jedoch unvollständig: Zwar nicht für die Figuren des Epos, wohl aber für den augusteischen Leser desselben besitzt der Schild noch eine weitere Geschichte, in der Aeneas bzw. dessen Antitypus Octavian sehr wohl als Sieger erscheint: Der Schild wird ja in Actium geweiht und zielt somit direkt auf die zentrale Stelle der Schlacht von Actium auf dem Schild (!) in *Aen.* 8, für die der Kampf gegen Turnus Symbol ist. Ebenfalls nicht ganz korrekt scheint mir Stöckingers Deutung der Geschenke, die Aeneas Dido überbringen lässt (*Aen.* 1,647–655) und die er unter die vom Beschenkten missverstandenen Gaben reiht: Der Schmuck, der einst der Ehebrecherin Helena gehörte, also eine Warnung des Dichters enthalte und in Dido, gesteigert durch das Auftreten Cupidos, Liebe erzeuge, werde von Aeneas nur als diplomatisches Geschenk überreicht, um das Wohlwollen der Königin gegenüber den gestran-

deten Trojanern zu garantieren. Diese Geschenke gelten aber sehr wohl auch der schönen Frau, zu der Aeneas genauso liebende Zuneigung fasst wie umgekehrt (so schon A. Primmer, Vergils Erzählkunst, Festschrift und Jahresbericht des BG Krems 1982; *Narrativa arte*, in: *Enciclopedia Virgiliana III*, Roma 1987, 659–663).

Auch das dritte Großkapitel mit dem Titel „Gaben und die Erzählung der *Aeneis*“ (163–243) gliedert sich in drei Unterabschnitte. Der erste zeigt – detailreich und akribisch interpretiert – an ausgewählten Beispielen, wie durch Gaben eine Motivierung der Handlung erfolgen kann: Das gilt etwa für den Bündnisschluss zwischen Aeneas und Latinus in Buch 7 (Tausch von Gaben gegen das Versprechen, Tochter und Reich zu erhalten), der allerdings durch Junos Eingreifen gestört wird (*false closure*), wodurch die folgende Handlung motiviert wird. Das gilt ebenso für die ausführliche Studie zum Geben und Nehmen in der Dido-Episode, wobei *Stöckinger*, aufbauend auf früheren Vermutungen, wohl nicht zu Unrecht in dem Namen Dido ein Wortspiel mit *δίδωμι* bzw. *donum* vermutet (der Tippfehler „thyrische“ auf S. 179 sollte allerdings bei einer Zweitaufgabe korrigiert werden). Gut gelungen ist ferner das zweite Unterkapitel über unveräußerliche Güter, die die Handlung motivieren, konkret die Penaten, die Aeneas zu Beginn überreicht werden. Das dritte Unterkapitel, das zugleich die Synthese des Buchs bilden soll, ist schließlich dem Schild des Aeneas gewidmet (227–243), bei dem die wichtigsten vorher skizzierten Aspekte zusammenfließen: Der Schild ist ein symbolisches Kapital, das Aeneas von seiner Mutter zugleich mit einer Aufgabe erhält; er besitzt ferner eine Biographie in dem Werk und ist ein unveräußerliches Gut. *Stöckinger* beschränkt sich hier bewusst nur auf den Aspekt „Schild als Gabe“, ohne auf die Ideologie der Darstellungen einzugehen. Das ist zwar angesichts der umfangreichen Literatur zu diesem Thema verständlich, führt jedoch zu Unvollständigkeit der Interpretation. Der Verf. betont, dass Venus hier als *Aeneadum genetrix* erscheine und den Schild übergebe, auf dem der Weg Roms bis zu der unter dem Zeichen der Venus stehenden Friedenszeit unter Augustus dargestellt sei; dadurch werde Aeneas endgültig zum Stammvater der Römer. Genau hier zeigt sich das Problem: Auf dem Schild sind nämlich – entgegen der Themenankündigung *Romanorumque triumphos [...] pugnataque in ordine bella* zu Beginn der Ekphrasis und obwohl strukturell alles darauf zuläuft – die wichtigsten Kriege, die die Römer je führten, nämlich die Punischen, gar nicht dargestellt, die Lücke wird durch eine nicht ganz zum Thema passende Szene aufgefüllt. In diesen Kriegen erfüllt sich allerdings – Aeneas unmittelbar betreffend – der Fluch Didos, als sie von ihm verlassen wurde und Aeneas dadurch, jenseits der Bestimmung des *fatum*, Schuld auf sich lud, an der zudem seine Mutter ihren Anteil hatte (Venus war ja gemeinsam mit Juno die Verursacherin dieser vom *fatum* nicht gewollten Liebe). Wenn Aeneas diesen Schild auf seine Schultern hebt und damit in die Entscheidungsschlacht von Buch 10 zieht, trägt er somit nicht bloß die künftigen Triumphe der Römer mit sich, sondern, für ihn nicht nachvollziehbar, wohl aber für den Leser der augusteischen Zeit, auch eine Schuld, die in künftigen Generationen noch wirksam sein wird: Eine ausschließlich positive Deutung erscheint mir daher nicht ganz gerechtfertigt (vgl. Ratkowsch, Eine historische Lücke in der vergilischen Schildbeschreibung, *WSt* 114 [2001], 233–249).

Unmittelbar an die Besprechung des Schildes angeschlossen ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Arbeit, der eine Bibliographie und diverse Indizes angereicht sind. Ausgehend von seiner Intention zu untersuchen, in welcher Weise in literarischen Werken soziale Kategorien wie Gaben, die eigentlich eine soziologische Herangehensweise erfordern würden, dargestellt werden, lässt der Autor noch einmal die unterschiedlichen Aspekte (poetische Funktion, Materialität, Reziprozität, Vergleich mit Vorbildtexten wie Homer und Theokrit, moderne Ga-

bentheorien) Revue passieren. Er gelangt zu dem Schluss, dass bei Vergil keine einheitliche poetische Funktion der Gaben feststellbar sei, diesen jedoch in verschiedenen zentralen Elementen der vergilischen Poetik eine bedeutende Rolle zufalle. Die endgültige Entscheidung, ob sich in dieser Verbindung der genannten Kategorien tatsächlich eine Gabenpoetik Vergils ausmachen lasse, überlässt Stöckinger vorsichtig dem Leser. Derselbe wird den Ergebnissen dieses sorgfältig gestalteten und durch die erstmalige Kombination zweier unterschiedlicher Methoden sehr interessanten Buches, auch wenn er einige Details vielleicht etwas anders gewichten würde, sicher insgesamt gern zustimmen.

Christine Ratkowitsch

Steven J. Green - Katharina Volk (edd.), *Forgotten Stars. Rediscovering Manilius' Astronomica*. Oxford: Oxford University Press 2011. 342 S. ISBN 978-0-19-958646-2

Mit „Forgotten Stars“ liegt der erste englischsprachige Sammelband zu Manilius vor: Dieser ist in mehrfacher Hinsicht von hervorragender Qualität. Sechzehn Autor/innen zeichnen in fünf Kapiteln einen repräsentativen Querschnitt des gegenwärtigen Forschungsstands und geben so eine aktuelle Einführung zu Manilius. Im Fokus stehen neben allgemeinen Themen wie Mythos und Philosophie auch Konsistenzprobleme, für die anhand verschiedener Ansätze Lösungen gesucht werden. Wertvoll ist dabei die Klarheit der Beiträge (was auf den Artikel von John Henderson jedoch nur eingeschränktem Maß zutrifft). – Katharina Volk gibt in ihrer Einführung „A century of Manilian scholarship“ eine konzise Zusammenfassung über die mögliche Entstehungszeit, die Editionen, Forschungsgeschichte und Rezeption. Besonders willkommen sind konkrete Ratschläge für die Erstlektüre am Ende des Beitrags. Als Einführung in die *Astronomica* sind auch die Aufsätze von Elaine Fantham, Thomas Habinek und Duncan F. Kennedy geeignet. – In Fanthams Beitrag „More sentiment than science: Roman stargazing before and after Manilius“ wird in einem mosaikartigen Überblick der römischen Astrologie von Plautus bis Plinius klar, dass Manilius' Ansichten eine Sonderstellung einnehmen. – Habinek zeigt anhand spezieller Fachausdrücke in „Manilius' conflicted Stoicism“, dass der Dichter sich zwar eindeutig mit der Stoa identifiziert, damit aber auch an Grenzen stößt: Besonders das abschließende Sternengleichnis (5,734ff.) in Verbindung mit dem Gedanken einer Ekpyrosis erscheint als ungeeignete Allegorie für die römische Gesellschaft. Durch die klare Darstellung stoischer Termini bildet der Beitrag ein gutes Fundament für einen philosophischen Zugang. – Kennedys Artikel „Sums in Verse or a mathematical aesthetic?“ bietet eine sorgfältige und äußerst lesenswerte Einführung, in welcher Edition, historischer Hintergrund, Gattungsgeschichte und Intention der *Astronomica* erläutert werden, um so deren Eigenart als Text mit wissenschaftlichem Selbstbewusstsein aufzuzeigen. Der Leitbegriff *ratio* umfasst nicht nur „Vernunft“, sondern ebenso die astronomischen Berechnungen der *mathematici*, durch deren *ars* das ganze Universum erfassbar wird, sodass auch die Gebiete außerhalb der bewohnten Welt sich nicht mehr dem geistigen Zugang entziehen, womit sie faktisch Teil des Imperium Romanum sind. – Diese Aufsätze erleichtern den Einstieg in das Thema; danach zieht sich jedoch das Thema ‚Widerspruch‘ wie ein Leitfaden durch fast alle Beiträge: Widersprüchlichkeit im Mythos ist für Daryn Lehoux, James Uden und Katharina Volk zentral: Letztere gibt mit „Manilian self-contradiction“ anhand dreier Beispiele einen repräsentativen Einblick in die allgemeinen Probleme, die das Werk seinen Lesern bereitet (man könnte

auch sagen, sie macht auf drei Fehler aufmerksam, die es aufweist). Bezüglich des Mythos führt sie die Stelle aus dem Dichtungskatalog (2,37f.) an, die im Widerspruch zu praktisch allen folgenden Mythen zu stehen scheint. Anhand des Sternzeichens des Löwen zeigt sie, wie Manilius auf den Mythos zurückgreift, um dessen astrologische Eigenschaft zu erklären: ein offensichtlicher Widerspruch zu genannter Stelle, da Sterne nicht vom Mythos, sondern der Mythos von den Sternen abhängt. Nach Volk wechselt Manilius dabei zwischen verschiedenen Codes („traditional conceptual languages“) und erklärt bald entsprechend des Volksglaubens, bald gemäß seiner Philosophie. Damit kann sie die Probleme zwar aus dem Text in das Weltbild des Dichters verlagern; für ein Werk, das das göttlich-logische Weltall darstellen soll, erscheint dieses Codeswitching dennoch inkonsequent. – Lehoux stellt in „Myth and explanation in Manilius“ dessen verschiedene Verwendungsformen dar. Er stellt fest, dass Manilius als stoischer Dichter Mythen schreibt, die allegorisch gelesen werden müssen: Setzt Jupiter den Schwan in den Himmel, steht dieser für das Prinzip *ratio* bzw. den abstrakten Gott der *Astronomica*. Mythos ist eine Erklärung zur Wirkung des Sternzeichens, nicht die Ursache für dessen Existenz. So kann er den spezifischen Widerspruch lösen: Dasselbe Verfahren ließe sich aber gerade nicht auf Vols Löwenbeispiel übertragen. – Uden beschäftigt sich *in extenso* mit dem längsten Mythos der *Astronomica*, dem Andromeda-Epyllion: In „A song from the universal chorus: The Perseus and Andromeda Epyllion“ argumentiert er dafür, dass Manilius seine längste narrative Digression bewusst nach dem Weltbild seines Werkes herausgeformt hat, indem er, ausgehend von der Vorlage des Tragödienstoffs ‚Andromeda‘, den Chor durch eine Klage der Natur ersetzt und in diesem Epyllion die *robora mundi* darstellt. Erneut erfolgt eine Einladung zur allegorischen Lektüre: Im Chor sieht Uden das Prinzip der Sympatheia gespiegelt, die Sintflut zeigt das Weltall in Aktion. So wird das Epyllion zum „figurative space.“. Weiters kann er zeigen, dass dieser Mythos von den Konstellationen abhängt, so, wie der Dichter es 2,37f. verlangt hat. Der astrologische Ansatz bleibt m. E. oberflächlich, mit seiner inhaltlichen Interpretation legt Uden jedoch überzeugend dar, dass das Epyllion den Vorstellungen des Dichters entspricht, was früher bestritten wurde.

John Henderson versucht in „Watch this space (getting round 1.215–46)“ fundamentale Irrtümer aufzuklären, scheitert aber an mangelnder eigener Klarheit in Ausdruck und Gedankenführung. Er beschäftigt sich mit der Frage, ob Manilius die Nord-Süd-Achse mit West-Ost verwechselt, ob er eine falsche Auffassung von den Auswirkungen der Mondfinsternis hat und wie er über die Antipoden denkt. Ausgangspunkt für die Lösung bildet Manilius’ Rhetorik, wobei der Einsatz exzessiver Wortspiele durch den Verf. das Verständnis seiner Argumentation streckenweise erschwert.

Wolfgang-Rainer Mann beschäftigt sich mit Paradoxa, die sich aus Manilius’ stoischer Weltsicht ergeben: Anhand der *scala naturae* löst er das Paradox zwischen Elitedenken und dem Universalitätsanspruch, der das Werk prägt. Dabei zeigt er mit „On two Stoic ‚paradoxes‘ in Manilius“, wie die Lehre der Stoa als ein möglicher Ansatzpunkt zur Lösung von Problemen verwendet werden kann. – Den Widerspruch zum Vorsatz erhebt hingegen der Herausgeber Steven J. Green in „*Arduum ad astra*: Horoscopic failure in Manilius’ *Astronomica*“: Das Lehrgedicht sei als „failing lesson“ konzipiert. Entsprechend dem *terminus post quem* 9 n. Chr. und dem Verbot der Astrologie kurz darauf im Jahr 11 geht Green davon aus, dass Manilius für den Kaiser schreibt und seine Schüler bewusst in die Irre führt: Schließlich lassen die *Astronomica* einen im Unklaren darüber, wie man ein Horoskop erstellt, da die Planeten nicht zur Sprache kommen. Obwohl sich gerade das Fehlen der Planeten so erklären ließe, greift Green dadurch insofern zu kurz, als das Lehrgedicht seiner Meinung nach nur einen Sinn

hätte: ausschließlich vom Kaiser begriffen zu werden und seine Leser zu frustrieren. Das große Weltbild, das Manilius in fünf Büchern entwirft, findet keinen Platz in dieser These. Auch der Gedanke an eine entsprechende Interpretation der *Georgica* (will Vergil Bauern ausbilden?) müsste grundsätzlich Bedenken erregen.

Abgesehen vom Thema Weltbild-Widerspruch beschäftigt sich nur ein Artikel direkt mit Manilius' Lehrinhalt: Wolfgang Hübner, der Spezialist für die astrologische Dimension der *Astronomica*, behandelt in „Tropes and figures: Manilian style as a reflection of astrological tradition“ den Zusammenhang zwischen astrologischer und poetischer Formgebung. Der Aufsatz zeigt, wie eine astrologische Interpretation zu verfahren hat und wie sehr ein solcher Ansatz den Zugang zum Werk verändert. – Manilius als spezifisch römischen Dichter untersuchen Patrick Gauthier, Monica R. Gale, Josèphe-Henriette Abry und Enrico Flores. In „*Census and commercium*: Two economic metaphors in Manilius“ beschäftigt sich Gauthier damit, wie Manilius' Universum beschrieben wird, und zeigt, dass die *Astronomica* das Weltall in zeitgenössischen wirtschaftlichen Begriffen darstellen. – In „Digressions, intertextuality and ideology in didactic poetry: The case of Manilius“ zeigt Gale, wie Manilius seine Vorgänger Lukrez, Vergil und Hesiod verwendet, um sich ihnen gegenüber zu positionieren: Seine Digressionen sind oft Teil einer Kette und fordern den Vergleich heraus. Manilius' Darstellung der Jahreszeiten zeigt erneut, wie bewusst er aus römischer Sicht schreibt. – Abrys posthum erschienener Artikel „Cosmos and imperium: politicized digressions in Manilius' *Astronomica*“ stellt anhand dreier Monumente der Hauptstadt und dreier Passagen des Werks einen Bezug zwischen Dichter und Repräsentation des augusteischen Rom her. – Für ein solches „augusteisches“ Verständnis der *Astronomica* plädiert auch Flores, der in „Augustus, Manilius and Claudian“ zeigt, dass Claudian die *Astronomica* der Regierungszeit des Augustus zuordnete.

Abgeschlossen wird der Band mit zwei Beiträgen zur Renaissance-Rezeption von Caroline Stark und Stephan Heilen. Starks „Renaissance receptions of Manilius' anthropology“ setzt sich mit der Frage des freien Willens im 15. Jh., besonders in Pontanos *Urania* und bei Bonincontri auseinander, wobei für sie die Existenz des freien Willens feststeht: Über Manilius' Idee der Willensfreiheit trifft Stark keine direkte Aussage. – Heilens „Lorenzo Bonincontri's reception of Manilius' chapter on comets“ gibt einen aufschlussreichen Einblick in die Art, wie die *Astronomica* zur Zeit des Humanismus gelesen und gelehrt wurden. Mit Bonincontri und dessen Ansichten über Kometen im Vergleich mit Manilius bildet der Aufsatz eine Reise vom Himmel zurück zur Erde; angefügt ist eine ausführliche Bibliographie.

Der Sammelband behandelt verschiedene Aspekte (Mythos, Philosophie, Rezeption, Problematik, Poetologie), wobei die Autor/innen bemüht sind, Widersprüche aufzulösen. Oft können sie überzeugend darstellen, dass ‚Fehler‘ und ‚Unstimmigkeiten‘ sich dann begreifen lassen, wenn man den richtigen Ansatz wählt. Insofern ist der Band für eine Beschäftigung mit Manilius wertvoll: Schließlich fügt sich sogar der Titel „Forgotten Stars“ zu einem außergewöhnlich schönen Werk.

Martin Tschurtschenthaler

Gregor Bitto, *Vergimus in senium. Statius' Achilleis als Alterswerk*. Göttingen-Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht 2016. (Hypomnemata. 202.) 384 S. ISBN 978-3-525-20871-7; ISSN 0085-1671

Die Forschungs- und Publikationslage zu Statius ist heute nicht mehr die Ödnis, die sich dem Auge des Interessierten noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren darbot, sondern zu allen drei Werken dieses Dichters liegt eine Reihe rezenter Monographien vor, begleitet von seiner unverkennbar gestiegenen Präsenz auch als Gegenstand von Aufsätzen und Vorträgen. Dennoch: Ein über Gebühr strapazierter ‚Modeautor‘ ist Statius noch längst nicht, und wie oft man sich selbst zu grundlegend scheinenden Fragestellungen auf David Vesseys seinerzeit bahnbrechendes, doch inzwischen fast ein halbes Jahrhundert zurückdatierendes Werk zur *Thebais* (1973) oder gar auf Friedrich Vollmers nicht immer recht glücklichen *Silvae*-Kommentar (1898) zurückgeworfen sieht, ist jedem bekannt, der mit Statius schon einmal in Berührung gekommen ist. Nahezu jeder Beitrag zur Erforschung dieses Autors wäre also willkommen, selbst wenn man ihn nicht (und so viel kann hier vorweggenommen werden) mit solchem Gewinn läse wie der Rezensent die hier vorgestellte Studie Gregor B i t t o s zur *Achilleis* als Alterswerk.

Zunächst ein rascher Überblick: B i t t o vermeidet den in der aktuellen Literatur so beliebten Fehler, sein eigenes Opus durch ein aufgeblähtes literaturtheoretisch-methodologisches Vorwort zu Appendix seiner selbst zu machen, und wählt einen klaren, unmittelbar aus der Sache sich ergebenden Aufbau. Die Hinführung zu Methodik und Fragestellung, ausgehend von aktuellen Positionen zu Alterswerken in verschiedenen Kunstgattungen, braucht kaum mehr als zehn Seiten (A.1: 13–24) und geht direkt in zwei surveyartige Analysen zu Alters- und (damit unmittelbar zusammenhängend) Gesamtwerkskonzeptionen einerseits in der griechisch-römischen Literaturtheorie (A.2: 24–66), andererseits in der Selbstpräsentation einschlägiger Autoren von Kallimachos bis Seneca und Quintilian (A.3: 66–95) über; zentral ist dabei die 63f. gegebene Auflistung von „Parameter[n] für ein (stilisiertes) Alterswerk eines Epikers“. Sie liefert den nötigen Hintergrund zur des weiteren zu verfolgenden These B i t t o s, dass Statius die *Achilleis* „vor dem Hintergrund vorhandener Ideen zur künstlerischen Produktion im Alter modelliert“ (23) habe, d. h. auch: sich als textimmanenter Autor in für den Rezipienten merklicher Form zum alternden Dichter, speziell Epiker, stilisiert habe. Ein mittlerer Teil (B, als „Erster Hauptteil“ bezeichnet: 97–184) untersucht eine Reihe von Aspekten der *Achilleis* in einer Art von Annäherung von außen her: Statius' Selbstpräsentation als alternder Dichter in den *Silvae*, und zwar erfrischerweise in Form einer Lektüre der *Silvae* in der Reihenfolge ihrer Publikation (B.1: 97–114; nützlich auch die 100 gebotene Liste von Parallelen zwischen *Achilleis* und *Silvae*); die Aussagen des textimmanenten Autors im *Achilleis*-Prooemium (B.2.1: 115–127); die Rolle nicht nur des Greisen-, sondern auch des Jugendalters, elegischer und komödienthafter Elemente und epischer bzw. unepischer Virilitätskonzepte in der *Achilleis* (B.2.2: 127–157); als Beispiel für die zuvor schon angeklungene Erweiterung der Gattung Epos um Elemente anderer Gattungen eine Analyse des Verhältnisses von *Achilleis* und Epithalamium, insbesondere natürlich mit Blick auf *silv.* 1, 2 (B.3: 157–174); die Frage, wie die *Achilleis* wohl weitergeschrieben worden wäre (B.4: 175–177); schließlich ein kurzer Forschungsüberblick zu Konzeptionsmodellen, die an die *Achilleis* schon herangetragen wurden, doch auch zu ἥθος-/πάθος-Konzeptionen zu anderen römischen Epikern (B.5: 177–184). Als dritter und längster Teil („Zweiter Hauptteil“ C: 185–358) schließt sich daran eine gleichmäßige Analyse des *Achilleis*-Textes, gegliedert nach dessen inhaltlichen Abschnitten und vornehmlich daran orientiert, konkrete Indizien für die in A und B postulierte ἥθος-Lastigkeit der *Achilleis*, und

mit bzw. neben dieser für die Stilisierung der *Achilleis* zum Alterswerk aufzuzeigen. Dass derlei ausführliche Kommentierungen stets dazu neigen, auch nicht unmittelbar Zugehöriges zu bieten, muss kaum betont werden und stellt auch keinen Nachteil dar – B i t t o vermeidet jedenfalls allzu weit gehendes Abschweifen diszipliniert, und insgesamt kann man diesen Abschnitt ohne weiteres als einen Kommentar neben den Text der *Achilleis* legen und entsprechend nützen. Als besonders anregend können (nach Meinung des Rezensenten) die geschickte Interpretation des Stiergleichnisses (*Ach.* 1,313–317: 243–245) oder auch die der Vergewaltigungsszene (294–300) vor dem Hintergrund der Neuen Komödie und Ovids empfohlen werden.

Wirkliche Mängel sind dem Buch kaum nachzusagen. Dass vereinzelt Literaturverweise ins Leere führen (etwa 223, Anm. 160 der Verweis auf Mira Seo), dass Querverweise innerhalb des Buches nicht bloß recht sparsam eingesetzt sind, sondern bisweilen auch zu einigem Suchen zwingen (etwa 150, Anm. 224), und dass B i t t o bei sonst gepflegter Sprache der leider verbreitete Lapsus unterläuft, regelmäßig das einzelne Gedicht aus den *Silvae* als „Silve“ zu bezeichnen, obwohl weder bei Statius ein Anhaltspunkt für eine solche Benennung der einzelnen Gedichte vorliegt noch eine solche nach der guten Erklärung des Titels von David Wray (*Wood: Statius's Silvae and the Poetics of Genius, Arethusa* 40 [2007], 127–143) auch nur wahrscheinlich wäre – das alles sind Fehler, die kaum diesen Namen verdienen. Als etwas unhandlich erweist sich höchstens manchmal die Konstruktion des vorausgeschickten thematisch gegliederten Überblicksabschnitts (B) mit nachfolgendem Kommentar (C), die beim Leser einen gewissen divinatorischen Spürsinn voraussetzt: So wird 152 (Anm. 235) als Beispiel für die bukolische Tönung einer Passage auf die „Ausführungen zu A[ch]. 1,237–241“ verwiesen, die es zwar als eigenen Abschnitt nicht gibt, sich aber im Teil C im Abschnitt „Thetis bei Chiron (A. 1,95–241)“ 221ff. immerhin finden lassen. Jedoch werden dieselben Verse auch noch an anderer Stelle ausführlich besprochen, diesmal um die Einkreuzung des Epithalamiums zu demonstrieren (159ff.), und auf diese zwischenzeitlich erfolgte und übrigens sehr lesenswerte Analyse wird selbst im Kommenarteil C, wenn ich richtig sehe, nicht zurückverwiesen. So geschlossen und durchdacht das Buch inhaltlich wirkt, wäre eine stärkere Vernetzung seiner einzelnen Teile im Hinblick auf die Benutzerfreundlichkeit manchmal wünschenswert, vor allem für jene Benutzer, die es nicht buchstäblich von Anfang bis Ende lesen sondern punktuell heranziehen wollen. Doch *à propos* Epithalamium: Gerade seine Betonung als wesentliche Zutat zum Epischen im erhaltenen Eposfragment könnte man bei geringfügigem Weiterdenken über das Ende des *Achilleis*-Fragments hinaus potentiell leicht bestätigt finden, wenn man berücksichtigt, dass der Text just abbricht, bevor Achill in Aulis ankommt, wo er, wenn Statius der euripideischen Iphigenie in Aulis folgen wollte (wofür seine häufig festgestellte Vorliebe für Euripides spräche), eine schon wieder mit seiner epischen Virilität kollidierende ambivalente Rolle in Agamemnons Hochzeitsintrige zwecks Opferung der Iphigenie spielen wird. Solch einen Hinweis, für den B i t t o nicht auf die vorliegende Rezension angewiesen wäre, versagt er sich, wohl in richtiger Einschätzung der Unmöglichkeit, ein vielleicht zu einem Zehntel geschriebenes Werk zuverlässig weiterzukonstruieren. Er plädiert nur mit ausgewogenen Argumenten für eine den ovidischen *Metamorphosen* nicht unähnliche, aus einzelnen ‚Epyllien‘ gefügte Struktur, die je nach Berührungsfläche auch unterschiedliche Gattungen ins Epos einbeziehen könne (B.4). Freilich: An etwas versteckterer Stelle bezieht der Autor sehr wohl vehement Position, nämlich gegen die Vorstellung, die *Achilleis* habe eine Gesamtbiographie Achills zum Ziel gehabt (123f.), und wagt sich damit doch einmal auf dieses rein spekulative Terrain.

Zurück zur oben zitierte Grundthese, Statius habe sein zweites Epos in Auseinandersetzung mit einem vorhandenen Alterswerkdiskurs geschrieben, und zu einigen Gedanken, die sich, wo sie von B i t t o abweichen, primär als Ergänzung verstehen und nicht als Kritik einer These, die prinzipiell glaubwürdig und durch zahlreiche Belege abgestützt erscheint. Der Autor knüpft an Positionen Karen Painters und, speziell an Shakespeares Œuvre entwickelt, Gordon McMullans an, richtet den Blick also dezidiert nicht auf mögliche Spuren des physischen (realweltlichen) Alterns und Nachlassens von Kräften in Statius' Spätwerk, sondern ausschließlich auf dessen Verortung im (meta)literarischen Diskurs zum Altern eines Autors, soweit er eben greifbar ist (vgl. 26–28). Als Schlüsseltext dafür kann B i t t o Ps.-Longin *Περὶ ὕψους* 9 plausibel machen, in dessen Erklärung er einen wesentlichen Schritt über das von Fernand Delarue (Stace, *Poète épique. Originalité et cohérence*, Paris-Leuven 2000) Erreichte hinausgelangt, indem er nachweist, dass Ps.-Longins Verknüpfung der homerischen *Ilias* mit dem Begriff *πάθος*, der *Odyssee* (als Alterswerk) mit dem Begriff *ἦθος*, nur scheinbar eine aristotelische Konzeption aufgreift (Aristot. *Poet.* 24), in Wirklichkeit aber Produkt einer seit Aristoteles stattgefundenen grundlegenden Verschiebung der Begriffe *πάθος* und *ἦθος* ist: *πάθος*-Zentriertheit als das Zum-Ausdruck-Bringen bzw. (rezipientenseitig) Erregen starker, für Ps.-Longin im Hinblick auf ὕψος daher auch besonders wichtiger Emotionen, wie sie die holzschnittartigen Figuren der *Thebais* ja auch in einer Weise verkörpern, dass sie als Vorstufen zum allegorischen Epos der Spätantike fungieren; hingegen *ἦθος*-Zentriertheit als prinzipiell gleichartiger Vorgang, jedoch bezogen auf ‚niedrigere‘, ‚alltäglichere‘, zugleich detaillierter und differenzierter auszumalende Emotionen (33–56; Zusammenfassung der Implikationen von *ἦθος* 63f.). Dabei ist es, wie B i t t o mit Recht betont, nicht von Bedeutung, ob Statius Ps.-Longin tatsächlich kannte, wiewohl dies keineswegs unwahrscheinlich ist: Als Einblick in den literaturtheoretischen Diskurs der frühen Kaiserzeit bietet er in der Tat einen hervorragenden Ausgangspunkt für die vorgeführten Überlegungen.

In diesen Zusammenhang gehört nun auch Bittos massive Betonung der unepischen, aus fremden Gattungen ins Epos einbezogenen Elemente wie der Elegie oder der Neuen Komödie, denn die Zuordnung von *ἦθος* und *πάθος* zu *Odyssee* und *Ilias* bedeutet, wie 141–149 klar ausgeführt wird, nicht die Diversifizierung zweier prinzipiell gleich gut möglicher Epostypen, sondern eine Gewichtung, in der die *Ilias* die Regel, die *Odyssee* mit ihrer Bereicherung um andersartige Elemente die Ausnahme ist. Statius' Wahl des *Odyssee*-Typus für sein Alterswerk, angewandt aber ausgerechnet auf den *Ilias*-Helden Achill, gerät so zur Quadratur des Kreises. Freilich: Im Grunde setzt B i t t o damit die antike *Odyssee*-Apologetik fort, die sich zwangsläufig ergibt, wenn man die *Ilias* als Normalfall deklariert und das zweite homerische Epos dennoch nicht deklassieren will. Nimmt man aber als gegeben, dass die *Odyssee* als „*Ilias plus*“ verstanden werden kann, läge die Annahme nahe, dass es sich bei einem Epos dieses Typs um das komplexere, raffiniertere, eventuell auch ambitioniertere Epos handelt. Statius, der mit der *Thebais* gleichsam eine Fuge im alten Stil komponiert und sein Können im traditionellen Sinn damit unter Beweis gestellt hat, würde nun mit seinem zweiten Epos nicht so sehr ein in manchen Punkten defizientes Alterswerk schaffen als vielmehr ein fortschrittlicheres, anspruchsvolleres. Dass er zum ‚fishing for compliments‘ tendiert, zeigen seine unaufhörlichen (und, jedenfalls für die publizierten Fassungen jener Gedichte, völlig unglaubhaften) Betonungen des flüchtigen, raschen Schreibens in den *Silvae* oder seine (allzu?) tiefe Verbeugung vor Vergil am Ende der *Thebais* zur Genüge: Vielleicht kann das ‚Alterswerk‘ *Achilleis* also in diesem Sinn doch als *summum opus* auch in qualitativer Hinsicht verstanden werden?

Ein Ansatzpunkt dafür, solche Überlegungen zu verfolgen, könnte eine etwas heikle Diskrepanz sein, die *Bitto* in Kauf nehmen muss, um mit dem offenkundigen Befund des *Achilleis*-Textes nicht in Konflikt zu geraten. Ps.-Longin und andere antike Literaturtheoretiker betrachten Weitschweifigkeit und Fabulierfreude als Merkmal eines alternden Dichters (vgl. 37f.). Irritierenderweise aber ist die *Achilleis* zwar punktuell durchaus breit und detailfreudig, wohl ebensooft aber erscheint sie, wie *Bitto* im Kommentarteil C auch regelmäßig anmerkt, ganz im Gegenteil knapp, summarisch, andeutend – wobei solche Andeutungen durch intertextuelles Spiel außerordentlich vielsagend ausfallen können. Nun ist die Vorstellung, alternden Autoren fehle es gerade an der Kraft zur reicheren, ausgeschmückteren Darstellung, sodass sie trocken und spröde schrieben, in der Tat ebenfalls zu belegen: *Bitto* führt entsprechende Aussagen in der Thukydidesvita des Markellinos und in Isokrates' *Panathenaios* an (39f.) und kommt so zu „(inszenierter) Kontrast zwischen Weitschweifigkeit auf der einen Seite und fehlender Kraft zur Ausschmückung bzw. nur summarischer Darstellung auf der anderen Seite“ als einem der konstitutiven Merkmale eines Alterswerks (64). Doch dieses gleichzeitige bzw. abwechselnde Auftreten beider einander ja logisch an sich ausschließender Möglichkeiten in ein und demselben Text als Merkmal von Altersdichtung ist im Literaturdiskurs der Antike, wenn ich richtig sehe, gerade nicht bezeugt. Am Text der *Achilleis* ist es allerdings zu beobachten, und so stellt sich die Frage, ob die zitierte Annahme, solches Schwanken der erzählerischen Dichte sei als (affektiertes) Altersmerkmal zu verstehen, wirklich zutreffen muss (dann hätte Statius die besagte Synthese der beiden gegensätzlichen Positionen bereits selbst geleistet und sich entsprechend inszeniert), oder ob hier nicht etwas auf die Rechnung der Selbststilisierung des Statius als alternder Epiker gesetzt wurde, was besser in einen anderen Kontext passt. Immerhin: Solches Schwanken zwischen liebevoll ausgemalten und summarisch-knapp gerafften Erzählabschnitten ist das, was Michael Roberts in einem inzwischen zum *terminus technicus* avancierten Buchtitel (1989) als „Jeweled Style“ der Spätantike beschrieben hat – und dass Statius der der Spätantike am nächsten stehende, mithin der modernste der nachklassischen Dichter ist, zeigt sich eben nicht nur in den bereits erwähnten Allegorien der *Thebais* oder der Experimentierfreude der *Silvae*. Übrigens leistet der ‚jeweled style‘ vor allem eines für die Narration: Die Bewältigung großer Stoffmengen bei gleichzeitiger stilistischer Variation, also etwas, was für die im Vergleich zur doch eher handlungsarmen *Thebais* zumindest potentiell weitaus stoffreichere *Achilleis* geradezu lebensnotwendig sein mochte.

Bitto selbst gerät diesbezüglich übrigens bisweilen in argumentatorische Verwicklungen, etwa wenn er (152) von „Ermüdung in Form von Verkürzung, Abbruch und Auslassung sowie Weitschweifigkeit und Langsamkeit“ spricht, derzufolge „eine potentiell eskalierende Situation aufgebaut bzw. anhand intertextueller Bezüge evoziert“ werde, „um aber dann gleich konterkariert zu werden, nicht selten übrigens durch andere Intertexte.“ Damit werde *πάθος*-Reduktion erreicht – und letzteres trifft sicherlich zu, insofern fein nuancierte inter- und intratextuelle Polyphonie (und just solche beschreibt *Bitto* hier eben) kaum zum kantigen *πάθος* des iliasartigen Epos passt, doch was eine solche souveräne Handhabung erzählerischer Mittel eigentlich mit Weitschweifigkeit oder auch Knappheit ursächlich zu tun hat, wird nicht ganz klar. Vielmehr beweist das Vorhandensein zusätzlicher, die Textoberfläche erweiternder oder auch konterkarierender Stimmen dem antiken und wohl auch dem modernen Leser, dass der Dichter nicht ‚versehentlich‘ zu wenig oder zu viel schreibt (bzw. so tut, als ob er es versehentlich täte), sondern dass er, wo dieser Eindruck *prima vista* entstehen könnte, in Wirklichkeit absichtsvoll und gezielt ‚antäuscht‘, mit seinem Stoff und seiner Leserschaft ein geschicktes Spiel treibt. Erneut wird so aus dem unleugbar im Text angelegten Bild des alters-

schwachen Epikers plötzlich das eines Dichters, der erst zur vollen Form aufläuft und aus dem, was er zuvor veröffentlicht hat, dem traditionellen, wenngleich um einige Kunstgriffe bereicherten Epos der *Thebais* und den raffinierten Experimenten der *Silvae*, nun die Synthese wagt. Wenn diese Überlegungen zutreffen, dann könnte man an B i t t o s Buch bemängeln, dass es etwas zu sehr darauf aus ist, die einmal aufgestellte These allüberall im Text bestätigt und belegt zu finden. Doch es ist kein Mangel, die Valenz einer These so weit wie nur irgend möglich auf ihre Belastbarkeit zu prüfen – geht man damit einmal zu weit, erzeugt man immerhin Widerspruch als Antithese, und daraus wiederum... Hier braucht der Rezensent nicht fortzufahren. Wenn an einem Buch nicht mehr zu kritisieren ist, als dass es fast überall zuverlässig, und auch dort, wo das vielleicht nicht restlos der Fall ist, anregend ist, dann ist offenbar ein guter Wurf gelungen.

Abschließend noch der Hinweis auf ein Detail, das dem Rezensenten beim Lesen besondere Freude bereitet hat: B i t t o schätzt, wie man schon auf den ersten Seiten bemerkt, Vergleiche mit der Musik und riskiert damit nicht nur einen immer wieder bekrittelten Sprung über die Grenzen der Kunstgattungen hinweg (immerhin kann man sich Herbert Rosendorfers Diktum, dass signifikant viele Autoren deshalb Literaten geworden seien, weil ihr musikalisches Talent zum Komponisten eben doch nicht gereicht habe, zu Herzen nehmen und den Sprung gar nicht so weit finden), sondern trifft damit auch oft außerordentlich illustrativ ins Schwarze, etwa wenn er 65f. mit Anm. 240 seine bevorzugte Interpretationstechnik mit der Orchestrierung des Bachschen ‚Musikalischen Opfers‘ durch Anton von Webern vergleicht. Auch wegen solcher Anregungen liest man das Buch, um es nochmals zu betonen, mit Gewinn.

Gottfried Kreuz

Cassiodorus Senator. Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften (*Institutiones divinarum et saecularium litterarum*), eingeleitet, übersetzt und erläutert von Andreas P r o n a y. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms-Verlag 2014. (Spudasmata. 163.) VIII + 354 S. ISBN 978-3-487-15207-3

Relativ knapp nach der zweisprachigen Ausgabe von Cassiodors *Institutiones*, die Wolfgang Bürsgens 2003 in der Reihe „Fontes Christiani“ herausbrachte, und nach dem Erscheinen der englischen Übersetzung von James W. Halporn (Translated Texts for Historians 42, Liverpool 2004, Nachdruck 2007) legt der Schweizer Philologe Andreas P r o n a y einen aus einer Einleitung, einer neuen deutschen Übersetzung und einem Kommentar bestehenden Band vor: In der mit 26 Seiten kurz gehaltenen Einleitung behandelt P r o n a y überblicksartig Leben und Werk Cassiodors, den Aufbau der *Institutiones* (hier besonders die Frage thematischer Zusammenhänge), ihren „Stil und literarische[n] Rang“ (mit einer ausgewogenen Beurteilung des Stils und einem Überblick über dessen Bewertung durch Spätere) sowie „Cassiodors Bibeln“, „Die weltlichen Wissenschaften“ und „Die Katechetenschule in Nisibis“; diese drei Kapitel haben den Charakter einer Appendix.

Der Übersetzung liegt der lateinische Text der Edition von Mynors (Oxford 1937) zugrunde; einige Übersetzungsprinzipien sind im Kommentar offengelegt, beispielsweise der Verzicht auf Wiedergabe der häufigen, abundant gesetzten Passivformen von *cognoscere*, *probare*, *monstrare* u. dgl., die, von einer Infinitiv-Konstruktion begleitet, bloß eine rhetorische Aufwertung einer einfachen finiten Verbalform sind (182). Ebenso finden sich im Kommentar mitunter

Begründungen für die Wortwahl in der Übersetzung (z. B. 179, *fervere*). Nicht argumentiert hat P r o n a y hingegen den Grundsatz, dem er fast ausnahmslos folgt, nämlich Konjunktionen wie *enim, autem, ergo* etc. unübersetzt zu lassen. Hier hätte eine differenziertere Vorgangsweise geholfen, das Verständnis des Gedankenzusammenhangs zu erleichtern. – Im Detail ist die Übersetzung über Strecken zuverlässig, fallweise jener von Bürgsens überlegen, doch im Ganzen keineswegs frei von mitunter sogar sinnstörenden Fehlern; einige Beispiele: 1 *praef.* 1 bedeutet *apud Alexandriam* nicht „bei“, sondern „in Alexandria“ (ThL 2,337, 61–79); ebd. 2 *divinis eloquiis* meint nicht „das ... Gespräch mit Gott“, sondern „Gottes (in der Bibel geäußertes) Wort“; ebd. 3 und 7 fordert Cassiodor mit *meditatio*, dem Äquivalent des hebräischen *haga* (vgl. G. Kurz, Zur Bedeutung der „Betrachtung“ in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, in: *Meditation und Erinnerung in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von G. Kurz, Göttingen 2000 [Formen der Erinnerung. 2.], 219–250 [220f.]), den einfachen Mönch nicht zum „Nachdenken“, sondern zum „Vor-sich-Hinsprechen“ der Heiligen Schrift auf. – 1,15,9 (*in verbis quae accusativis et ablativis praepositionibus serviunt, situm motumque diligenter observa*), wo Cassiodor die Korrekturtätigkeit der Schreibermonche bespricht, meinen *situs* bzw. *motus* die „Wo-“ bzw. „Wohin-Bestimmung“ (vgl. z. B. Aug. *gramm.* V, 523,36–524,2 ... *et Virgilius * 'quo ire iubet' in locum significat, in loco autem 'ubi ponere iubet'. situs vero semper ablativum tenet, quia contrarius est motui*; exc. Iulian. Toletan., GLK VIII, CCXVII, 19–21: *utriusque casus sunt praepositiones quattuor...; quando motum significant, accusativo casui serviunt, quando situm, ablativo* ...). P r o n a y übersetzt hingegen: „... ist sorgfältig zu beachten, ob man sie unverändert lässt oder ob man sie abändern muss.“ – 1,29,2 hätte die Identifizierung des Zitats aus Cassian (*de institutione fidelium monachorum*: es handelt sich um *coll.* 5) den Bezug von *inter ipsa initia sancti propositi* zu deuten geholfen: Es geht nicht um die Position innerhalb von Cassians Schrift, sondern um die unmittelbar auf den Eintritt ins Kloster folgende Zeit im Leben eines Mönchs. Gänzlich misslungen ist ebd. die Übersetzung der Wendung *quem inter alios de Africae partibus cito nobis credimus esse dirigendum*, die sich auf einen vom Afrikaner Victor Mattaritanus korrigierten Cassian-Text bezieht („diesen sollten wir uns neben anderen aus Afrika rasch schicken lassen“, nicht, wie P r o n a y übersetzt: „Ich glaube, dass wir Cassianus – wie auch andere Priester aus Afrika – bald <zum rechten Glauben> bekehren müssen“). – Im Schlussgebet des ersten Buchs ist „der ... darf nicht andere richten“ für *damnari alios non faciat* (scil. *diabolus, qui se ipse damnavit*; 1,33,3) weder sprachlich noch theologisch richtig, und die Bitte des Autors um die Fürbitten der Leser (1,33,4: *conferte nunc legentes vicissitudinem rerum, ut pro me iugiter domino supplicare dignemini*: „Wenn ihr [mein Werk] lest, erweist mir als Gegenleistung, für mich ohne Unterlass zum Herrn zu beten“) ist in der Übersetzung P r o n a y s unverständlich („wenn ihr [meine Werke] nun lest, tut ihr dasselbe wie ich. Entschliesst euch dazu, für mich ohne Unterlass zum Herrn zu beten“).

Die Übersetzung hätte zweifellos profitiert, wenn P r o n a y die – auch nicht immer fehlerfreien – Übertragungen von Bürgsens und Halporn zu Rate gezogen hätte. – Der Kommentar bietet grundlegende Erklärungen bzw. Verständnishilfen zu Sprache, Terminologie (sehr informativ z. B. 286 über *logice*), zu im Text angeführten Personen, Zitaten, Realien, exegetischen Techniken (ausführlich und gewinnbringend beispielsweise 184f. zur Himmelsleiter) und zum historischen Hintergrund. Informationen zu ein und demselben Autor, den Cassiodor zitiert, sind meist ohne wechselseitige Referenz und unterschiedlich genau angeführt, was den Eindruck einer nicht bis ins Letzte durchgearbeiteten Materialsammlung erweckt. Dass lateinische und griechische Parallelen nicht (auch) übersetzt werden, ist schade: Diese Hilfestellung

wäre gerade für Leser, die sich den *Institutiones* über eine Übersetzung nähern, hilfreich. Dass aber die Lemmata im Kommentar nur auf Latein und nur von der Seiten- und Zeilenzahl der Edition von Mynors begleitet angeführt sind, macht für jeden, der die Ausgabe nicht zur Hand hat, eine Benützung des Kommentars nahezu unmöglich. – In dieser, aber nicht nur in dieser Hinsicht ist P r o n a y s Band verbesserungsbedürftig. Wer Cassiodors *Institutiones* in deutscher Übersetzung studieren will, wird nach wie vor lieber auf Bürgens zurückgreifen.

Dorothea Weber

Catherine M u m e l t e r, „Vita Heriberti“. Rupert von Deutz – Biographie eines Erzbischofs. Kiel: Solivagus Verlag 2013. 157 S. ISBN 978-3943025-09-5

M u m e l t e r ergänzt in der vorliegenden Publikation Peter Dinters Edition (Bonn 1976) der *Vita Heriberti* (1119) des Rupert von Deutz (1075/80–1129) um zwei Kurzfassungen (aus den Echternacher Handschriften, heute in der Bibliothèque Nationale de Luxembourg, und aus dem Bestand 701 Nr. 114, einem Legendarium aus dem Stift St. Kastor in Karden, heute im Landeshauptarchiv Koblenz). M u m e l t e r ediert, kommentiert und interpretiert die Texte kontrastierend und geht – bei Heiligenviten durchaus wahrscheinlich – von der Existenz weiterer Kurzfassungen aus. Auf einen Wiederabdruck von Dinters Langfassung der Lebensbeschreibung des Hl. Heribert, Erzbischofs von Köln (999–1021), verzichtet sie, fertigt aber eine deutsche Übersetzung an, die fast die Hälfte des Bändchens ausmacht (65–123). Dass M u m e l t e r ihre Publikation nachweislich als Leseausgabe für Liebhaber ansprechend gestalteter Bücher konzipiert hat, beweisen neben den betont knapp gehaltenen Anmerkungen die abgesetzt und kursiviert gedruckten Bibelzitate (mit Stellenangaben), Korrespondenzen mit Heribert und direkten Reden (Heriberts und anderer), die oft gnomischen, immer aber richtungsweisenden Charakter haben.

Besonderes Augenmerk widmet die Verf. Wundern und Visionen, insbesondere im Vergleich mit einer weiteren, älteren und stark bibelbasierten *Vita Heriberti* aus der Feder des 1069 verstorbenen Lantbert von Deutz (ed. von Bernhard Vogel in den MGH 73, Hannover 2001; zugl. Diss. Bonn 1998). M u m e l t e r weist darauf hin, ihre Übersetzung so gestaltet zu haben, dass die Besonderheiten der Originalsprache greifbar bleiben, was ihr über weite Strecken auch gelungen ist; und doch sind einige Formulierungen – etwa wenn *Demütige erneuert* (93) werden – etwas gewöhnungsbedürftig. Selten, aber doch ist M u m e l t e r Opfer der Autokorrekturfunktion ihrer Software geworden, ist doch z. B. *ponit* zu *point* (52) verschrieben. Dass statt *das Verdienst* 44 *der Verdienst* zu lesen ist, ist (sinn)störend, desgleichen die wiederholte Verwendung des umgangssprachlichen *nichtsdestotrotz*. Auf die *Regula Benedicti* wird mehrfach verwiesen; Stellenangaben sucht man jedoch vergebens. Auch das längst zum Klassiker mutierte Standardwerk des schwedischen Philologen Tore Janson, *Latin Prose Prefaces* (Stockholm-Uppsala 1964), hätte bei der Auswertung so mancher paratextueller Topoi (v. a. bei der Vorstellung des ‚Bauplans‘ von Heiligenviten, insbesondere Bischofsviten, und der Analyse von Dedicationsadressen) wertvolle Dienste geleistet.

Eine vergleichende Tabelle (147), die eine schnelle Übersicht über das Vorkommen bzw. Fehlen einzelner Handlungselemente ermöglicht, ist ein probates Hilfsmittel, das man dankbar an- und aufnimmt. Kurzbiographien der Verfasser Rupert von Deutz und Lantbert von Deutz sowie des im Zentrum der Heiligenbiographien stehenden Heribert von Köln incl. sozial-, reli-

gions- und werkgeschichtlicher Informationen helfen bei der literaturgeschichtlichen Verortung, bei der Bestimmung des sog. ‚Sitzes im Leben‘. Aus der Kombination der Darstellung von Mirabilien(literatur) im Allgemeinen und Heriberts Kult im 12. Jh. (30f.) im Besonderen und dem dicht gewebten Rezeptionsgeflecht nebst Rückgriffen auf genrespezifische Erzähltraditionen ergibt sich *in summa* ein lebensnahes Bild der Funktionalität von Literatur im Mittelalter.

Sonja Schreiner

Dennis Weh, Giovanni Pontanos *Urania* Buch 1. Einleitung, Edition, Übersetzung und Kommentar. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2017. (Gratia. Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaft. 58.) XIV + 429 S. Ill. ISBN 978-3-447-10773-0; ISSN 0343-1258

Die vorliegende kommentierte zweisprachige Edition des 1. Buches von Pontanos astronomischem Lehrgedicht ist die für den Druck überarbeitete Osnabrücker Dissertation des Verf., die von Stephan Heilen betreut und von Claudia Schindler zweitbegutachtet wurde. Dennis Weh, vorm. Miedek, hat großes philologisches Talent, hat er doch bereits seine Magisterarbeit publiziert (*Musica incantans*. By Robert South. Edited and translated, with commentary. Berlin: LIT Verlag 2013. [Hamburger Beiträge zur neulateinischen Philologie. 10], besprochen von der Rez.: *The Neo-Latin News* 63/1–2 [2015], 78–80).

Pontanos *Urania* umfasst fünf ebenso lange wie komplexe Bücher (insgesamt 6049 Hexameter), was die Beschränkung auf das Eröffnungsbuch (immer noch 1173 Verse), zumal in einer Qualifikationsschrift, verständlich macht. Benedetto Soldati hat Pontanos poetisches Œuvre 1902 ediert, Weh versteht seine Arbeit als notwendige Ergänzung und Präzisierung, zuweilen auch als erforderliche Korrektur. Das Kernstück des Buches bilden Text und Übersetzung (103–177), gefolgt von einem detaillierten lemmatisierten Kommentar (179–369). Eine Autorenbiographie, Ausführungen zur literaturgeschichtlichen Einordnung, eine Struktur- und Inhaltsanalyse der *Urania*, umfangreiche Bemerkungen zur Textkritik und Überlieferungsgeschichte (incl. Stemma), Ergebnisse der Kollation, eine metrisch-stilistische Analyse einer kleinen Passage (*Urania* 1,464–473) gemäß Pontanos im Dialog *Actius* aufgeführten Kriterien zu Rhythmus und Klang, eine Bibliographie und hilfreiche Indices (Namen, Sachen, Stellen) bilden einen probaten Rahmen.

Weh druckt einen sehr leser/innenfreundlichen Text, da er sich für einen „weitgehend negative[n] Apparat“, der „als Variantenapparat zudem die Textgenese [dokumentiert]“ (101) entschieden hat. Orthographica und Abweichungen von Soldatis Edition sind nicht ausgewiesen, „da es sich bei diesen entweder um Reproduktionen der Druckfehler des Manuzio-Drucks [d. i. die *editio princeps* aus dem Jahr 1505] handelt oder um zusätzliche Fehler Soldatis“ (102), ein Manko, worauf, wie der Verf. n. 34 vermerkt, schon de Nichilo 1975 (in seiner Edition der astrologischen Gedichte Pontanos) hingewiesen hat.

Im Kommentar interpretiert Weh Pontanos komplexe Ausführungen zu den Planeten und Sternbildern verständlich (z. T. illustriert mit schematischen Zeichnungen, die das Verständnis für astronomisch-astrologisch nicht vorgebildete Leser/innen enorm erleichtern). Mythisch-metaphysische Elemente, insbesondere die Götterversammlung, mit ihrem gleitenden Übergang zum Religiös-Philosophischen, v. a. der Rede (des Christen)gottes, gefolgt von der Welterschöpfung, der „*generatio rerum inferiorum* [...], der sublunaren vergänglichen Welt“ (334),

setzt er durchgehend in motivische und lexikalische Verbindung zu antiken und zeitgenössischen Vorbildern. Damit führt er den Nachweis, dass Pontanos Anleihen von der Bibel und Platon über Lukrez, Vergil, Ovid und Silius bis zu Bonincontri und eigenen (astrologischen) Texten, also Selbstzitate, reichen. Die relative Chronologie ist dabei zuweilen ein Problem, da „Pontano sein halbes Leben an der *Urania* gearbeitet hat, uns die Handschriften aber erst Textfassungen ab dem Jahr 1490 bieten, sodass die Textgestaltung von gut 20 Jahren im Dunkeln liegt, in denen Pontano zudem gleichzeitig auch andere Werke abgefasst hat“ (57). Im Bereich der römischen Literatur kennt man die Problematik von Autorenvarianten aus der Juvenal-Forschung nur zu gut. Hier ist der Fall ähnlich schwierig gelagert, da auch der Faktor der Elaboriertheit einer Formulierung oder einer ganzen Passage nicht zwangsläufig einen sicheren Rückschluss auf die zeitliche Abfolge zulässt. Erschwerend kommt hinzu, dass Pontano mit hoher Wahrscheinlichkeit Quellen benutzt hat, die sich nicht eindeutig erschließen lassen, worauf Weh mehrfach ebenso vorsichtig wie dezidiert hinweist. – Weiterführende Literatur *ad locum* ermöglicht Wehs Leser/innen individuelle Vertiefung. Nur selten bleibt die Erwähnung von Vorbildstellen auf die bloße Nennung paralleler Junktoren oder Versausgänge beschränkt; in den meisten Fällen liefert er die Kontextualisierung im Ausgangs- und im Zieltext mit, wodurch Analogien und Kontraste plastisch hervortreten.

Zeitgenossen und Nachfolger hegten eine hohe Wertschätzung für Giovanni Pontanos Wissenschaftlichkeit und Dichtkunst. Weh spricht programmatisch von einem „Leben für die Dichtung und Astrologie“ (8). Auch nach heutigen Beurteilungskriterien würde er den Anforderungen an ‚Weltklasse‘ entsprechen, zeigen seine Verse doch – vom anspruchsvollen Inhalt ganz abgesehen, der bei den Rezipient/innen *admiratio* verursachen soll – auch metrisch, „wie bewusst und überlegt Pontano mit dem Rhythmus und dem Klang der Verse arbeitet, um auch auf diesen Gebieten der poetischen Forderung nach *excellencia* zu genügen“ (373). Wissenschaft, Mythologie (darunter auch eigene Kunstmythen), Allegorie und Religiosität greifen beständig ineinander. Konzeptionell führt Pontano seine Leser/innen in einer *ascensus*-Bewegung von der Erde durch die Planetensphären (beginnend beim Mond) allmählich und sukzessive in den Kosmos zu den Fixsternen und den zwölf Sternzeichen des Tierkreises. Planeten und Tierkreiszeichen stehen in engem Konnex zueinander und werden paarweise verschiedenen Erdregionen zugeordnet, wodurch in Gestalt eines *descensus* der ringkompositorische Bogen zurück zur Erde geschlagen wird. Buch 1 ist gleichsam der Schlüssel und die Basis zum grundlegenden Verständnis der *Urania* – ein Grund mehr, wenn nicht überhaupt die Begründung schlechthin, warum Weh gerade ihm eine Sonderstellung einräumt. – Giovanni Pontano beschließt die *Urania* mit der Trauer um seine Tochter Lucia, die er beim Anblick eines neuen Sterns, in der er sie zu erkennen glaubt, überwindet. So entlässt er am Ende seine Muse Urania, mit deren Hilfe er sein Werk vollendet hat. Wenig überraschend steht eine Sphragis am Ende, in der sich der Dichter seine *posteritas* ausmalt – ein Nachleben, an dessen Realisierung Dennis Weh nicht zu unterschätzenden Anteil hat, führt seine Studie das schwierige Werk des ausgehenden 15. doch auf sicheren Bahnen ins beginnende 21. Jh.

Sonja Schreiner

Tobias Leuker - Christian Pietzsch (Hg.), *Klassik als Norm – Norm als Klassik. Kultureller Wandel als Suche nach funktionaler Vollendung*. Münster: Aschendorff Verlag 2016. (Orbis antiquus. 48.) VI, 358 S. III. ISBN 978-3-402-14450-3; ISBN 978-3-402-14451-0 (E-Book-PDF)

15 Beiträge aus verschiedenen Disziplinen der Geistes- und Kulturwissenschaften gehen der Frage nach der Klassikerdefinition nach. Transdisziplinarität und die durchlaufende Bezugnahme auf antike Muster und deren Fortleben, der wandel- und dehnbare Begriff der Klassik und des Klassischen (von der ursprünglichen Bedeutung bis zum inflationären Gebrauch) durchziehen den Band homogen und erfüllen ihn gleichzeitig mit Diversität, dem Alleinstellungsmerkmal geistes- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen, einem Wert, dem in *rankings* und bei der Erhebung des *impact* zentrale Funktion zukommt. Einleitend gibt Christian Pietzsch eine Einführung zu „Klassik als Norm – Norm als Klassik: Thema und Tagung“. Er liefert einen Forschungsbericht, weist die Erforschung des Begriffswandels der Klassik (von der sozialen Stellung und dem gesellschaftlichen Status bis zur Kunst- und Literaturkritik) als interdisziplinäres Forschungsfeld der 2010 gegründeten Münsteraner Graduate School ‚European Classics‘ (GSEC) aus und sieht reiches Potential für Anschlussforschung. Die GSEC geht weniger von einem wertfreien Stil- und Epochenbegriff aus als von anthropologischer Universalität: Klassik sei mehr als ein Rezeptionsphänomen, es gehe um funktionale Leistungsfähigkeit und um die Suche nach der richtigen Norm. Pietzsch erläutert diesen Zugang an Aristoteles, Dionysios von Halikarnass und an der platonischen Wende. – Ludwig D. Morenz untersucht in „Die Urzeit als ideale Klassik? – Von Klassik-Konzeptionen in der altägyptischen Kultur“ die Dynamik, die sich aus Berufung auf Tradition bei gleichzeitiger Innovationsfreude ergibt. Er widmet sich vier Zugängen zur Zeitschiene Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft (Goldenes Zeitalter; zyklischer Wechsel; Fortschritt; Kontingenz) und legt diese geschichtsphilosophischen Konzepte auf Ägypten um. Morenz erkennt „kulturspezifische altägyptische Klassik-Muster“, nicht so sehr ein „Klassik-Konzept“, wobei Überlieferungszufall und Konservativität wesentliche Faktoren sind. Ideale und normative Vorstellungen kommen verstärkt im späten 3. und frühen 2. Jt. v. Chr. zum Tragen, als sich das Mittlere Reich formte; Morenz prägt den Terminus ‚Metaklassik‘ und stuft Sprache (und Literatur) dieser Zeit als klassisch und normbildend ein.

Hans-Joachim Gehrke widmet sich in „Zwischen Politik und Ästhetik: Das Klassische in der Zeit der griechischen Klassik“ der Kanonbildung als politischem, künstlerischem und literarischem Rezeptionsphänomen und rückt Lykurgs Rede gegen Leokrates als wortgewaltiges Exempel in den Fokus. Die Tragiker zeigen die Verschränkung von Politischem und Ästhetisch-Künstlerischem ebenso, wie Homer als klassischer Maßstab empfunden und für politische Zwecke eingesetzt wurde; letztlich sei die Herausbildung einer politischen Klassik in Griechenland folgerichtig. – Wolf-Dieter Heilmeyer analysiert in „Klassik im Kontext – zu den Konzepten neuerer Sonderausstellungen“ die Messbarkeit von *canones* und lässt archäologische Ausstellungen aus mehreren Jahrzehnten Revue passieren. Zentral sind Besucherbefragungen, die zweierlei abdecken: welcher Informationszugewinn zu verzeichnen ist und welches Vorwissen mitgebracht (und bestätigt) wurde. Dreh-, Angel- und Vergleichspunkt ist „Die griechische Klassik – Idee oder Wirklichkeit“ (Berlin und Bonn 2002). Als zentrales Element des Diskurses erachtet Heilmeyer die Analyse von Andersartigkeit und Fremdheit im Vergleich der Kulturen. – Annette Harder definiert in „Spiel mit und ohne Grenzen in der helle-

nistischen Dichtung“ ältere Autoren als Referenzgrößen. Sie beschreibt den Weg der Literatur vom gesellschaftlichen Stellenwert, Sitz im Leben und der anlassgebundenen Abfassung bis zur Verschriftlichung, dauerhaften Fixierung auf Textträgern und in ihrem neuen Wirkungsfeld: der Bibliothek. Die (ursprüngliche) Funktion wird durch die (literarische) Form ersetzt. Har-der zeigt die daraus erwachsende Experimentierfreudigkeit an Kallimachos, Lykophron und späten Epigrammatikern. – Ulrich Moennig rüttelt in „Byzantinistik – eine normierte Disziplin?“ an der Schwerpunktsetzung auf der *Graecitas* und erklärt die *Romanitas* zur Selbstdefinition und Bezugsgröße – nicht zuletzt deshalb, weil das griechische Bildungsideal als zutiefst römisch gilt und die Sprach-, Epochen-, Definitions- und Traditionslinien keineswegs so geradlinig verlaufen, wie man das zu vermitteln bestrebt ist; vielmehr prallen Byzanz-Bild und byzantinisches Selbstverständnis aufeinander.

Reinhard Emmerich konzentriert sich in „Einfluss der Politik auf die Kanonbildung im kaiserzeitlichen China?“ auf den konfuzianischen Kanon, klammert den daoistischen und buddhistischen (bis auf einen Exkurs in der Appendix) aus und weist erstaunliche kulturelle Offenheit im Kaiserreich nach. Er widmet sich staatlichen Eingriffen in die Gelehrsamkeit und Gattungen, denen in der Han-Zeit besonderes Gewicht zukam (Editionen, Kommentare). Gerade an den Kommentaren wird die Verbindung von Gelehrsamkeit und Politik sichtbar.

Carmen Cardelle de Hartmann arbeitet in „Was ist ein Klassiker? Mittelalterliche Antworten auf eine nicht gestellte Frage (Hrotsvit von Gandersheim, Walter von Châtillon, Alanus von Lille)“ Berührungspunkte mit T. S. Eliot, Jorge Luis Borges und J. M. Coetzee heraus. Ihr Interesse gilt Klassik-Definitionen durch Literaten. Eliot definiert über Qualität und Überzeitlichkeit, Borges über die Fähigkeit, unterschiedliche Lektüren zuzulassen, Coetzee im wiederholten Bestehen kritischer Zugänge. Das Mittelalter kennt den Begriff ‚Klassik‘ nicht; es operiert mit anderen Kategorien (*prodesse, delectare*, religiöse Ausrichtung) und setzt auf christliche Überbietung oder Ablöse paganer Vorbilder, denen durch dieses Kräftenessen Wert attestiert wird. Hrotsvit betont die sprachliche Schönheit heidnischer Literatur, insbesondere Terenz, Walter tritt mit der Alexandreis in bewusste Konkurrenz mit Vergil (zzgl. Lukan und Claudian), Alanus hebt im *Anticlaudianus* das Imitationswürdige antiker Dichtung hervor, orientiert sich – Hrotsvit vergleichbar – an christlichen Idealen und übertrifft durch die Verbindung von Poesie und Philosophie Vergils Wahrheitsgehalt. Das Verständnis von Geschichte als Heilsgeschichte überlagert beim mittelalterlichen Menschen entwickeltes Verständnis für unterschiedliche Kulturen und Epochen; Bewunderung für Paganen steht neben (diffuser) Angst; verbindendes Element zu den modernen Autoren ist das Empfinden der Normativität der Klassiker und die Wege in eine fremde Welt, die sie zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlichen RezipientInnen eröffne(te)n. Der vergleichende Zugang der Verf. mag eigenwillig erscheinen, zeigt aber neue Sichtweisen auf und räumt mit hartnäckigen Vorurteilen gegenüber dem Mittelalter (und seinen Literaturschaffenden) auf.

Manfred Tietz untersucht in „Konkurrierende ‚Klassiken‘ im spanischen Siglo de Oro. Profane und religiöse Literatur im Widerstreit“ das Nebeneinander von zwei Klassiken (theologisch-klerikal und literarisch-laikal) im Spanien des 16. und 17. Jh. Insbesondere das Theater gilt als (weitgehend) eigenständige Entwicklung, wobei Lope de Vega sich am Geschmack des Publikums, nicht an antiken Normen orientierte. Die sprichwörtlich gewordenen Mantel-und-Degen-Stücke, aber auch religiöse Dramen sahen sich Zensur und Legitimationsdruck ausgesetzt. Verfasser religiös motivierter Texte verspürten die Konkurrenz der profanen Literaturproduktion. Die Reaktion bestand in einer Adaptierung der theologisch geprägten Genres, woraus sich eine zweite Klassik entwickelte, die durch ihren Bezug auf Texte mit explizit heid-

nisch-antiken Vorbildern attraktiv wurde. Distributionsmechanismen, Produktions- und Rezeptionskriterien unterscheiden sich, der Umfang dieser Textproduktion ist ebenso hoch wie der der Theaterstücke, die Bandbreite noch vielfältiger (Übersetzungen, Memorabilienliteratur, Mystik, Predigt, religiöses Unterhaltungsschrifttum und religiöse Kontrafakturen, parakirchliche Texte), der Erforschungsgrad deutlich niedriger, da die Texte den Literaturwissenschaftlern zu theologisch, den Theologen zu literarisch seien. Das Phänomen ist nicht auf Spanien beschränkt, sondern findet sich auch in Frankreich.

Volker C. D ö r r sieht „Die zweifache Geburt der deutschen Klassik aus dem Geiste der Ordnung“ als Gegenentwurf zur Romantik und als explizit Deutsche (bzw. Weimarer) Klassik, womit Institutionalisierung deutscher Literatur auf akademischem Boden einhergeht. Gemeinsam sei Goethe und Schiller Komplexitätsreduktion, Kontingenzabwehr und antifranzösischer Impetus. Im Unterschied zur ersten, namenlosen, uneindeutigen Geburt ist die zweite getragen von Pathos. Hohe terminologische Durchdringung lässt D ö r r s Text zu einer Herausforderung an die Leserschaft werden. – Albrecht R i e t h m ü l l e r bestimmt in „Zur Stellung der Musik in Hegels klassizistischer Ästhetik“ die Position der Musik im Hegelschen Ästhetikkonzept, indem er deren Besonderheiten im Vergleich zu Architektur, Skulptur, Malerei und Poesie herausstreicht, besonderes Gewicht auf den Stufengang der Kunstformen legt (vom Symbolischen über das Klassische zum Romantischen), sich aber auch mit der inflationären Verwendung des Klassikbegriffs auseinandersetzt. R i e t h m ü l l e r betont Hegels Vorreiterrolle für Hanslick, Adorno und die marxistischen Ästhetiker. Der Musik kommt eine Sonderstellung zu, da keine klassischen Muster aus der Antike überliefert sind. Hegels klassisches Muster für seine Ästhetik dürfte die Dreiteilung der griechischen Antike in Archaik, Klassik und Hellenismus gewesen sein. – Lutz K o c h bespricht „Das Klassische als Kanon und Kriterium in der deutschen Bildungsgeschichte“ an der Genese des deutschen Gymnasiums, dem er eine Dreiphasengliederung zugrunde legt: humanistisch im 16., neohumanistisch im frühen 19. Jh. (beide Male mit deutlicher Aufwertung des Griechischen) und die Weimarer Klassik mit Klassikerlektüre im Deutschunterricht (begleitet vom Abstieg der alten Sprachen). Besonderen Stellenwert schreibt K o c h Humboldts und Hegels sprachphilosophischen und sprachpädagogischen Konzepten zu, wobei die Bedeutung der alten Sprachen zwischen ästhetischem Wert und pädagogischer Wirkung changiert. – Mit anschaulichem Bildmaterial illustriert Helmut B ö r s c h - S u p a n „Die Brauchbarkeit des Begriffspaars ‚Klassizismus‘ und ‚Romantik‘ am Beispiel Schinkels“. Detailverliebt und mit entwickeltem Blick auf kunsthistorische Symbole analysiert er Gemälde, Zeichnungen und architektonische Entwürfe von Karl Friedrich Schinkel, der sich Antike und Gotik widmete. Der Verf. lehnt eine strikte Trennung zwischen einem romantischen und einem klassizistischen Schinkel ab und definiert die Änderungen in der künstlerischen Ausrichtung als äußeren Bedingungen geschuldet. ‚Klassisch‘ ist für Schinkel bei Bildern gleichbedeutend mit ‚vorbildlich‘, bei Bauten impliziert es – wie das synonym verwendete ‚griechisch‘ – handwerkliche Perfektion.

Raoul E s h e l m a n konstatiert in „Ordnungsästhetik nach der Postmoderne: zur Wiederkehr klassischer Ordnungsnormen im Performatismus“, dass der (Neo)klassizismus nach seiner politischen Vereinnahmung keine Renaissance erleben wird, aber im Performatismus (von E s h e l m a n 2000 als Terminus geprägt), der die Postmoderne ablöst, neues Ordnungsstreben widerspiegelt: Was als Abgrenzung von der „dunklen Romantik“ begann, endet im ironischen Zitat oder als Pastiche. Den Beweis tritt E s h e l m a n mit Beispielen aus drei Medien an (Film, Lithographie und Architektur). Die Identifikation erfolgt über die Form, die Postmoderne wird zur Folie. Laut E s h e l m a n ließe sich die gewählte Beispielerreihe – J. C. Chandlers *survival-*

Film „All is Lost“ (2013) mit offenem Ausgang, Tim Eitels Lithographie „Reflection“ (2010) und die von Stefan von Braunfels architektonisch umgesetzte Pinakothek der Moderne (2002) – fortsetzen; zentral sind „die Konturen der neuen Epoche“; erklärtes Desiderat ist die Rückkehr zum historischen Denken, wohin der Weg in einer als posthistorisch zu klassifizierenden Epoche noch weit sei.

Günter F i g a l beantwortet die Frage „Warum Klassiker?“ umfassend. Tiefgehendes Verständnis von Philosophie, Literatur und Kunst ist ohne Klassik(er) nicht möglich. Zeitgenössische Kunst ist niemals klassisch, ein gewisser zeitlicher Abstand sei unumgänglich. Überdies stünde ein echter Klassiker nie am Anfang (Vorsokratiker etc.) oder Ende (Neuplatoniker etc.) einer Epoche, da noch mangelnde Reife oder bereits Epigonalität vorläge. Dazu treten Sachlichkeit und Normativität – und etwas, das bei aller Vielfalt der Klassiker charakteristisch ist: (intellektueller, didaktischer, kultureller, ...) Mehrwert und unbestreitbarer Nutzen. Einen einheitlichen, engen Klassiker-Kanon lehnt F i g a l ab. Er plädiert für fundierte Einzelfallanalysen. – Eine gelungene Zusammenstellung ebensolcher ergibt ein stimmiges Gesamtbild, ein facettenreiches Gemälde, für das der vorliegende, verdienstvolle Band ein nachahmenswertes, ja, vielleicht sogar ein normatives Beispiel ist.

Sonja Schreiner

Kai Brodersen, *Classics outside Classics*. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2015. (Rezeption der Antike. 3.) 159 S. ISBN 978-3-938032-90-9

Brodersen unternimmt den ehrgeizigen Versuch, vierzehn seiner Beiträge (1992–2014) zur Klassikerrezeption in eigener englischer Übersetzung einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. (Eine bibliographische Auflistung der Originalpublikationen, ein kumulatives Literaturverzeichnis und ein Index stehen am Ende des Bandes.) Die Aufsätze fasst er in fünf Gruppen zusammen: „Classics in 19th Century Studies“ widmet sich einem bekannten Lied („Gaudeamus Igitur: Aspects of an Academic Hymn“) und einem vergessenen („Als die Römer frech geworden: Contexts of a ‘Volkslied‘“ im Inhaltsverzeichnis; bei Aufsatzbeginn abweichend „When the Romans... Historical Contexts of a ‘Volkslied‘“ betitelt). Der Verf. entwickelt pointiert die Genese des Liedguts: Facettenreich schillernd enthält *Gaudeamus igitur* antike, mittelalterliche und frühneuzeitliche Elemente und verfügt über Beliebtheitswerte in unterschiedlichsten weltanschaulichen Lagern. *Als die Römer frech geworden...* gehört in die Tradition der Verehrung von Hermann/Arminius. B. zeigt Querbezüge zu Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen* und anderen Liedtexten auf, identifiziert Joseph Victor Scheffel als Verfasser und demonstriert die politische(n) Aussagen des Liedes über Generationen (1848–1875).

Kapitel 2, „Classics outside the World of Academic Classics“, behandelt geographische Didaktik (“Principia geographiae: How to Teach Modern Geography using Ancient Texts”), Sportgeschichte (“Philostratus and the Oktoberfest: How the Rediscovery of an Ancient Text Shaped the Modern Olympics”), verhängnisvolle Biologie (“Savage’s savages: How the Gorillas became Savage Beasts because of Hanno’s Periplus”) und die ‚Nationalitätenfrage‘ eines Revolutionärs (“How Spartacus became a Bulgarian”). Für antike Geographie sind neben Plinius, Solin, Martianus Capella und Isidor Pomponius Mela und Dionysius von Alexandria Periegetes gut rezipierte Autoren. Brodersen behandelt deren Wirkung im Mittelalter und die Suppl(ement)ierung Melas durch Johannes Cochleus (1512) und diejenige des Dionysius durch Edward Wells (1704). Anhand signifikanter Ergänzungen kann Brodersen zeigen,

wie sich moderne Erkenntnisse in die alten Schemata einfügen und zu einer gelungenen Fortsetzung machen lassen. – Die Kombination von Philostrate und dem Oktoberfest lässt aufhorchen. Brodersen schildert die Beziehungen zwischen Ludwig I. von Bayern und Otto I. von Griechenland ebenso wie literarische und archäologische Quellen der Olympischen Spiele. Beim Oktoberfest 1850 fanden sportliche Wettkämpfe statt, die als ‚Olympische Spiele‘ bezeichnet wurden. Etwa zeitgleich wurde Philostrate wiederentdeckt, und der griechische Patriot und Freiheitskämpfer Evangelis Zappas, an den das Zappeion erinnert, schlug Otto neue Olympische Spiele vor, die er sponsern wollte. Otto ließ Disziplinen übernehmen, die aus Philostrate und vom Oktoberfest bekannt waren (Baumkraxeln!). – Folgeschwer für die Gorillas wurde die Rezeption des *Periplus*. Thomas Savage beschrieb die großen Menschenaffen um die Mitte des 19. Jh. im Unterschied zu älteren Quellen aus dem 17. Jh. und in Rückgriff auf Hanno nicht als sanfte Riesen, sondern ebnete den Weg zum, abgesehen von der jüngsten Verfilmung (2005), eindimensional brutalen King Kong: eine fatale Einbahnstraße, die ohne Dian Fossey zu einer letalen Sackgasse geworden wäre. – Im vierten Beitrag des Unterabschnitts geht Brodersen der Frage nach, wie Konrat Ziegler wider besseres Wissen Spartacus zum Mäder (und somit zum Bulgaren) machte. Er glaubt die Erklärung in Zieglers Biographie zu finden, war der des Bulgarischen mächtige Philologe doch im Ersten Weltkrieg Offizier in der bulgarischen Armee.

Abschnitt 3, „Frauds, Hoaxes, and the Lexicographical Tradition“, behandelt Geographie (“The Geographical Works of ‘Nikephoros Blemmydes’”), Odontologie (“Triphyodontismos: Is the Agraphon about a Third Set of Teeth a Pious Fraud?”), urbane Mythen (“The ‘Urban Myth’ of Euboean Cyme: A Study in Lexicographical Tradition”) und einen gelehrten Scherz (“Apopudobalia: Poking Fun at Lexica – in Lexica”). Der Verf. führt den Nachweis, dass zwei dem byzantinischen Autor Nikephoros Blemmydes zugeschriebene Werke nicht ins 13. Jh. datieren, sondern ins 16. und überdies nicht im griechischen Osten, sondern im römischen Westen entstanden. Er hält sie für Fälschungen des geschäftstüchtigen Kopisten Antonios Episkopoulos. – Das *Opus imperfectum in Mattheum* mit einem Text über dritte Zähne ist ein gelehrter Witz eines Philologen aus Princeton, Paul Robinson Coleman-Norton, wobei sogar die Anmerkungen zur vermeintlichen ‚editio princeps‘ scherzhafte Elemente enthalten. (Die Rez. fühlt sich an etwas erinnert, das sich vor ca. 50 Jahren im Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universität Wien zugetragen haben soll. Die damaligen Assistenten, in der Zwischenzeit Emeriti und Professoren i.R., hätten, so erzählt man, in prompter Reaktion auf einen *lapsus linguae* eines Ordinarius, die 10. Persius-Satire gefälscht – incl. Sekundärliteratur – und dem betroffenen Dissertanten ausgehändigt, der eigentlich zu Iuv. 10 arbeiten sollte [und das letztendlich auch tat]. Bis dato ist es nicht gelungen, den Herren die Texte zu entlocken, um sie – in der richtigen Weis‘ – einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.) – Stephan von Byzanz ist der einzige, der das euböische Kyme erwähnt, Strabo kennt nur ein äolisches. Und doch hat es, archäologischen Erkenntnissen zum Trotz, seinen Platz in den Lexika und Atlanten behauptet, wodurch es zum ‚städtischen Mythos‘ im Wortsinn wurde. – Der Fußballscherzartikel im DNP ist zu einem viel belächelten Klassiker geworden; Brodersen schreibt über die breite mediale Resonanz und verortet das Spiel mit der Redaktion unter Nennung weiterer Beispiele in der Tradition dieser *fakes*. Dabei gibt er zu bedenken, dass die Apopudobalia im Wissen um dieses Genre eigentlich die ‚rote Karte‘ bekommen hätte müssen.

Um Gelehrten-geschichte geht es in „Classicists Ousted from Classics“ in zwei à propos (Richard Laqueur und Victor Ehrenberg). Trotz seiner Meriten – als Wissenschaftler, v. a. aber als akademischer Lehrer – ist Laqueur (1881–1959) die entsprechende berufliche Position ver-

sagt geblieben. Brodersen's Ausführungen ist zu entnehmen, dass L. mehrfach in seinem Leben nicht die ‚richtige‘ Person war; der schale Beigeschmack bleibt, dass in jeder seiner Lebens- und Karrierephasen ein anderer Grund vorgeschoben wurde. – Ehrenberg (1891–1976) hatte mehr Glück und fand nach seiner Emigration eine zweite (akademische) Heimat in Großbritannien.

Klassikerpopularisierung („Popularizing Classics Then and Now“) steht in den beiden abschließenden Beiträgen („Falke's Culturgeschichte“ und „Asterix“) im Fokus. Brodersen beleuchtet Jakob von Falkes Leben und Werk und ordnet *Hellas und Rom* (mit seinen Übersetzungen) in den Zeitgeschmack, Falkes Bildungsgang und die Buchhandels- und Distributionsgeschichte ein. Das Buch wurde aufgrund der Antikebegeisterung der Zeit, wegen Falkes schriftstellerischem Talent und durch die hervorragenden Kupferstiche ein veritabler Erfolg. – Die Kombination von Text und Bild ist auch der Schlüssel zum Erfolg von Asterix. Brodersen beschäftigt sich aber nicht mit dem Figurenrepertoire von Goscinny & Uderzo, sondern mit der nächsten Generation, einem Fundstück, auf dem der Sohn eines Obbelexxus eingeritzt ist. Der trägt den Namen Andossus. Es handelt sich um eine Votivgabe an Mars in lateinischer Sprache. Daraus leitet Brodersen augenzwinkernd ab, dass Obelix sein Dorf verlassen und sich im Inneren des Imperium Romanum angesiedelt haben dürfte.

Außer Zweifel steht, dass diese gewollt bunte Mischung reizvoll ist und für jede/n etwas bietet. Zudem lässt sich so der überzeugende Beweis führen, wie präsent Antikes resp. Klassisches in Bereichen ist, von denen man das nicht annehmen würde. Leider hat es den Anschein, dass für die englischen Fassungen nicht ausreichend Unterstützung bei einem *native speaker* gesucht wurde: Der Verständlichkeit der Texte tut dies wenig Abbruch, die Massierung dessen, was in einem Spezialbereich der *English and American Studies* als *English as a lingua franca* (ELF) bezeichnet wird, ist aber vielleicht doch *too much*.

Sonja Schreiner

Michael Wortmann, *Der Freie Mann Friedrich August Eschen (1776–1800)*. Aus der Zeit ‚großer Klassiker‘. Biographie, Briefe, Werke. Kontexte – Pädagogik – Rezeption. Borcheln: Verlag Ch. Möllmann 2017. (Kalokagathia. Schriftenreihe zu den Geistes- und Schönen Wissenschaften. 1.) 852 S. Ill. CD-ROM. ISBN 978-3-89979-252-2

Der monumentale A4-Band ist die Druckfassung der 2015 an der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrecht-Universität angenommenen erziehungswissenschaftlichen Dissertation des Verf. und zugleich Band 1 der Schriftenreihe „Kalokagathia“. (Wortmann zeichnet bei Ch. Möllmann überdies für *Wir erlebten ihn noch: Rudolf Steiner. Späte Gespräche mit Zeitzeugen* [2002] verantwortlich.) Anhänge im Umfang von 1654 S. liegen auf CD-ROM bei (Quellen; Friedrich August Eschens Bibliothek; F.A. Eschen in seiner Zeit [Chronik]; F.A. Eschen in Ansichten). Als Gutachter der für den Druck überarbeiteten und mit einem Namensindex versehenen Arbeit fungierten die Pädagogen Wilhelm Brinkmann und Dieter Klemenz. – Ziel des Bandes ist eine allumfassende Biographie des in den Schweizer Alpen tödlich verunglückten aufstrebenden Übersetzers Friedrich August Eschen mit seinen schillernden Facetten von gelehrten Netzwerken über die Freimaurerei bis zu seinen Erziehungskonzepten, literarischen Arbeiten, poetischen Übersetzungen und dem wechselvollen Verhältnis zu kanonisch gewordenen Vorläufern wie Christoph Martin Wieland oder Karl Wilhelm

Ramler und zu schulbildenden Philologen wie Johann Heinrich Voß: Auszüge aus Briefen und Rezensionen geben dem Referat von Freundschaften und Zerwürfnissen Kolorit und spürbare Lebensnähe. Wortmann beleuchtet Eschens *peregrinatio academica*, gibt Einblick in den zeitgenössischen Unterrichtsalltag (auch für Mädchen), schildert die Lebenswirklichkeit von Privatlehrern und Hofmeistern und informiert über Distributionsmechanismen, namentlich Druck- und Nachdruckpraxis, in Deutschland, Österreich und der Schweiz im (ausgehenden) 18. und beginnenden 19. Jh. Weiters kategorisiert der Verf. deutsche Universitäten des 18. Jh. in einer Weise, die an Friedrich Wilhelm Zachariäs Erstling *Der Renommiste* erinnert: Wie Zachariäs in seinem scherzhaften Heldengedicht die Leipziger Stutzer in effektvollen (und genrebedingt überzeichneten) Kontrast zu den Jenenser Raufbolden setzt, zitiert Wortmann aus einem Brief von Eschens Vater, in dem der den wilden Hallensern eine Absage erteilt und im Gegenzug Jenas Vorzüge (insbesondere für seinen Sohn) hervorstreicht. Schließlich informiert der Verf. über den Stellenwert und die Lektüreabfolge griechischer und römischer Schulautoren.

Die Monographie, die allererste zu Friedrich August Eschen, einem Paradebeispiel für Autoren und gelehrte Schulmänner, die in ihrer Zeit durchaus anerkannt, oft sogar wirkungsmächtig waren und später unverdient in die sprichwörtliche zweite Reihe verdrängt oder von anderen überlagert wurden, ist Pionierarbeit *par excellence*. Sie besticht durch die Fülle und Vielfalt der Informationen, einen stupenden Fußnotenapparat und eine schier unendliche Zahl von Originaldokumenten, Textproben und metrischen Analysen. Wortmanns Buch ist ein *mega biblion* im besten Sinn, eines, das die Rezipient/innen fordert: Man muss es zu benutzen wissen, als profundes Nachschlagewerk für Wissenschaftler/innen, die sich mit Sozial-, Literatur- und Gelehrtengeschichte des 18. Jh. befassen, als tiefe Fundgrube für Pädagogikhistoriker/innen, als exotischen Fundus für Wissenschaftsgeschichtler/innen, die abseits der Gebrüder Stolberg forschen wollen, für Buchhistoriker/innen, denen viele Details zu gelehrten Journalen, Einzelausgaben und Buchhändlersynthesen geboten werden, und nicht zuletzt für Klassische Philolog/innen, die den befreienden Blick über den Tellerrand wagen und immer schon ein Faible dafür hatten, mehr darüber wissen zu wollen, wie Säulenheilige der römischen Literatur – in Eschens Fall insbesondere Horaz – vor 200 und mehr Jahren gelesen, übersetzt, rezipiert, interpretiert, aktualisiert und verstanden wurden.

Sonja Schreiner

Hellmut Flashar, *Halbes Vergessen – Sanftes Erinnern. Eine autobiografische Skizze*. Bochum: Brockmeyer Verlag 2017. 231 S. ISBN 978-3-8196-1045-5; WG 971.

Autobiographie ist ein genuin schwieriges Terrain, da es selten gänzlich frei bleibt von dem, was in der Literaturwissenschaft gemeinhin als ‚Selbstbildsteuerung‘ (*self fashioning*) bezeichnet wird. In Verbindung mit Wissenschafts- oder Institutionengeschichte kann sich daraus eine gelungene Mischung ergeben, wie im vorliegenden Fall, in dem der zum Zeitpunkt der Publikation fast 88jährige Gräzistikdoyen aus dem Nähkästchen plaudert und dabei nie die richtige Ponderierung von Fakten und Anekdoten aus den Augen verliert. (So ist es durchaus eine Bereicherung, aus Flashars Münchener Zeit nicht nur Einblick in den Wissenschaftsbetrieb, sondern auch in Sergiu Celibidaches Einstellung zum Klassikbetrieb, insbesondere zu Einspielungen auf Tonträgern und Herbert von Karajan zu bekommen.) Natürlich gibt es (nicht

wenige) Passagen, die nicht (ganz) ohne Eigenlob auskommen. – Auf „Orientierende Vorbemerkungen“ folgen sieben Kapitel, die jeweils einer Lebens- oder Karrierephase gewidmet sind („Kindheit in Hamburg. Jugend in Berlin und woanders“; „Studium in Berlin und in Tübingen“; „Platon im Schwarzwald“; „Wieder in Tübingen“; „Bochum – die große Herausforderung“; „München – lebendige Tradition“; „Der unruhige Ruhestand“). Ein Verzeichnis der Schriften beschließt den Band, ein Index nominum fehlt leider. – Kleinere Unachtsamkeiten – von vier avisierten Publikationen sind auf derselben Seite dann nur drei genannt; Tallin [sic] wird nach Finnland verlegt – sind der Darstellung nicht abträglich. Es stellt sich jedoch die Frage, ob es wirklich notwendig ist, Auszüge aus der nicht in perfektem Deutsch verfassten Korrespondenz mit William Calder III im O-Ton abzudrucken.

In Summe ist das Buch ein beredtes Zeugnis für die Funktionsweise des deutschen Wissenschaftsbetriebs in der zweiten Hälfte des 20. Jh. und für dessen rasante (technische) Weiterentwicklung. So mutet die Schilderung der (analogen) Zettelkästen im Schwarzwälder Platon-Archiv in Zeiten der Digitalisierung seltsam fremd, fast schon museal und wie aus der Zeit gefallen an, nötigt uns aber gleichzeitig Ehrerbietung und Respekt vor der ‚Speicherkapazität‘ und der Gedankenleistung der Philologengeneration vor uns ab, ist doch für die meisten der heute im aktiven Dienststand Befindlichen solide philologische Arbeit ohne Internet, Datenbanken und Online-Kataloge unvorstellbar geworden. Eine Rückschau wie die hier vorliegende hilft auch dabei, die Maßstäbe, die vor wenigen Jahrzehnten an philologische (Spitzen-)forschung angelegt wurden, richtig zu bewerten. Zu dieser Einordnung, diesem Zurechtrücken gehört auch, dass nicht verschwiegen werden kann, dass der Verf. – wie so viele seiner Generation – politische Implikationen und persönliche Verstrickungen von Personen des eigenen Umfelds in hohem Maß ausblendet. Konzidiert werden muss, dass Fla s h a r auf diesem Auge keineswegs „blind“ ist, sondern ein „eingeschränktes Blickfeld“ hat – oder einfach dem Titel seiner Memoiren gerecht werden möchte: *halbes Vergessen* und *sanftes Erinnern* eben.

Sonja Schreiner